

0075

Nr. 1114. 0077



J. S.





Historischer
Abriß von Indien
nebst
einer kurzen Nachricht
von der Götterlehre, den Sitten, der
Staatskunst und Religion seiner
Bewohner.

Aus dem Französischen übersezt.



Mit Kupfern.

Altenburg
in der Richterischen Buchhandlung 1773.





Erstes Kapitel.

Geographische Anfangsgründe, zur
Erläuterung der Geschichte von
Indien.



Ich fing gegenwärtige Schrift in
Indien an, und hatte nichts
geringeres zur Absicht, als ein
vollkommenes Werk daraus zu
verfertigen, an welchem ich weder Fleiß, noch
Kosten zu sparen gedachte; aber die Zeit, an-
dre Betrachtungen und die Pflichten meines
Standes widersezten sich diesem Verlangen.

Ich nahm also das unerheblichste und gleichgültigste davon weg, und werde mich blos bey demjenigen aufhalten was unsere Wißbegierde am stärksten reizet. Meiner erstern Einrichtung zu Folge, war ich bereits gesonnen eine geographische Beschreibung voraus zu schicken, und sie mit einer vortreflichen, zum Theil unter meinen Augen gefertigten, und durch gute Beobachter berichtigten Landcharte zu begleiten. Diesen Plan habe ich zwar gegen einen kürzern vertauscht; allein demohngeachtet wünschte ich dem Leser diejenigen Beschreibungen zu ersparen, welche nothwendiger Weise in dieser Schrift vorkommen würden, woferne ich sie nicht hier an diesem Orte zusammen nähme; ich will also die Küste von Coromandel hier kürzlich durchgehen, damit ich nicht wieder zu diesem Gegenstande zurücke kehren darf.

Gemeiniglich versteht man in Europa unter dem weitläufigen Namen Ostindien alle Staaten und Reiche welche gegen Mittag die Tartarey von China absondern. In vielen
euro:

europäischen Provinzen begreift man unter eben dieser Benennung die moluccischen Inseln, die Inseln della Sonda, und sogar ganz China; obgleich dieses mächtige Reich von demjenigen Theile Asiens, den man unter den Namen von Indostan kennet, äußerst verschieden ist. Ich werde Ostindien blos auf diesen letztern Theil einschränken.

Indostan wird entweder von dem Meere begrenzt, oder von Persien durch diejenigen hohen Gebürge abgesondert, welche die Alten Paropamisus nannten; schreckliche Wüsteneyen trennen es von der Tartarey, und gegen Mitternacht liegt der Berg Kaukasus, welcher die Communication mit vielen tartarischen Völkern, die auf der andern Seite desselben wohnen, äußerst schwer macht. Verschiedene Flüsse, welche vom Kaukasus herabkommen und bis Chitingam Moräste bilden, über welche niemand kommen kann, trennen abermals die Königreiche Anam, Teyra und Aracan von Indostan, welches von Chitingam

bis an das Vorgebürge Comorin, und jenseits demselben, bis an Persien, von einem Meere umgeben wird, so das indianische Meer heißt.

Die Halbinsel, welche disseits des Ganges liegt, ist bis jeso für einen Theil der Staaten des großen Moguls gehalten worden. Inzwischen fehlt doch viel daß dieses Kaisers seine Herrschaft sich über alle Provinzen derselben erstrecken sollte. Da die Kriegsverrichtungen, von denen ich in dieser Schrift reden werde, vornehmlich diesen Theil von Indostan betreffen, so werde ich auch die Erdbeschreibung der Halbinsel Indien mit nehmen. An einem Lande, in welchem Europa so viele Besetzungen hat, und welches man so wenig kennet, ist alles wichtig.

Die Halbinsel Indien disseits des Ganges theilet eine lange Kette Berge, die sich bey nahe dreyhundert Meilen weit von der äußersten Spitze des Vorgebürges Comorin, bis an Golconde, erstreckt, in zween Theile.
Die

Die Abendseite nennet man die malabarische Küste; in Mitternacht begränzt sie der Meerbusen von Campaye, und im Mittag das Vorgebürge Comorin. Auf dieser Küste befinden sich die englischen Besizungen unter der Direction von Bombaim, die Länder der Maraten, welche, Voltaire mag sagen was er wolle, von einem Könige regieret werden; das Königreich Bisapour, u. a. m.

Der andere Theil macht die Küste von Coromandel aus, und auf dieser befinden sich alle europäische Besizungen; der größte Theil dieser Besizungen hangen von der Provinz Carnate ab, in welcher Arcate die Hauptstadt ist. Der Gouverneur dieser Provinz ist ein Nabab (a), welcher von dem Vicekönige von Dekan ernennet wird, dem er sich aber auch vielfmals widersetzt, so wie dieser Letztere sich selbst wider dem Kaiser aufsehneth, von welchem er seinen Posten hat; diese häufigen Revolten

N 4

und

(a) Man nennet sie bald Nabob, Naib, oder Nabab, wie man will.

und vielen Oberherren die sich allhier befinden, sind den Europäern sehr vortheilhaft, indem sie sich bald für diese, bald für jene Parthey erklären, so wie es ihr Nutzen mit sich bringt; wobey sie jedoch hinlängliche Vorsicht gebrauchen, damit sie sich nicht etwa einen bereits mächtigen Feind auf den Hals laden, welcher von der Macht des Reiches unterstützt wird.

Die Provinz Carnate wird gegen Abend von einer Kette von Bergen umgeben, durch welche blos ein paar enge Pässe gehen, vornehmlich aber die Pässe von Canamay und von Gat, welche mit leichter Mühe wider die allerzahlreichsten Armeen vertheidiget werden können. In Norden endigt sie der Fluß Quichena, im Mittag der Fluß Colram (b) und gegen

(b) Dieses ist ein Arm des Caveri; dieser Fluß entspringt aus den Gebürgen, welche die Coromandelsche Küste von der Malabarischen trennen. Er theilt sich in verschiedens Arme, welche die Königreiche
Madu-

gegen Morgen das Meer. Diese Gränzen, welche die Natur bildete, begreifen von Mitternacht bis Mittag hundert und zehn Meilen in sich, und sind durchgängig mit runden Kreisen besäet, welche die Berge formiren, und davon der größte dreißig Meilen im Durchschnitte hat (c).

Ohngefähr in dem Mittelpuncte dieser weitläufigen Ebene findet man Arcate, die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, und die gewöhnliche Residenz des Nabab. Diese Stadt ist groß, stark bevölkert und übel gebauet; außer dem Pallaste des Prinzen und einer Pa-

A 5

gode,

Maduré, Tanjaour und Marava fruchtbar machen, und sich alodann zwanzig Meilen davon in das Meer ergießen.

- (c) So ofte in dieser Schrift Meilen vorkommen, sind jederzeit französische darunter zu verstehen, deren jede 2400 Schritte beträgt; folglich machen dreißig französische Meilen beynabe vierzehn und eine halbe deutsche Meile aus.

gode, sind alle Häuser aus Leim und Holz; die Festungswerke sind verfallen und nichts weniger als ein sicherer Zufluchtsort wider die häufigen Streifereyen der Maraten.

An den Ufern des Meeres, von den Ausflüssen des Caveri im Mittage an, bis er sich in Mitternacht mit dem Quichena vereinigt, findet man zwölf wohl besetzte Städte, welche den Europäern zugehören; Negapatam liegt Mittag am nächsten, und ist die vornehmste Besizung der Holländer an dieser Küste; Masalipatam aber, liegt am weitesten nach Mitternacht und gehörte vor dem letzten Kriege 1755 den Franzosen, gegenwärtig aber steht sie unter der Herrschaft der Engländer. Wenn man von Negapatam nach Mitternacht zu geht, so findet man Trinchar, welches den Dänen zuständig und nur fünf Meilen davon entfernt ist; zwischen diesen zwei Städten liegt auch Karical, so die Franzosen vom Cidogi dem Könige über Tanjaour erhielten. Geht man weiter nach Norden fort,
so

so kommt man zu *Divicoté*, *Poilonovo*, dem Forte *St. David*, *Ariancoupan*, *Pondichery*, *Madrass*, *Paliacate*, und endlich nach *Masulipatam*. *Sadras*, welches den Engelländern zugehört, liegt dreyzehn Meilen von *Pondichery* und beynähe auch eben so weit von *St. Thomas*.

Die Franzosen haben einen hohen Rath zu *Pondichery*, der Hauptstadt ihrer Besitzungen an der Küste von *Coromandel*, allwo sie *Karical*, *Divicoté*, *Gingi*, *Alempraevé*, *Masulipatam*, und noch verschiedene andere besitzen, von denen wir in der Folge reden werden.

Wenn man von den Ufern des *Caveri*, wiederum nach Mittag hinauf geht, so findet man das Königreich *Maduré*, welches im Morgen durch die Staaten des Königs von *Tanjaour* und von *Marava* (d) begränzt wird;

(d) Ein kleines Königreich, welches in den Wäldern von *Touduman* eingeschlossen liegt.

wird; im Mittag hat es das Meer; gegen Abend die Länder verschiedener Maurischen oder Muselmännischen Prinzen, und in Mitternacht stößt es an die Staaten des Königs von Maïssour. Dieses Königreich ist so groß wie Portugall, aber reicher, und kann fünf und zwanzig tausend Mann und hundert Elephanten ins Feld stellen; die Einkünfte des Königs betragen sieben Millionen Rupien (e). Die Hauptstadt ist mit zwey Enceinten umgeben, welche nach Indianischer Weise mit viereckichten Thürmen und mit Parapets befestiget sind, auf denen Canonen stehen; die Festung ist eine Bierung die von einem breiten und tiefen Graben umgeben wird und eine Escarpe und Contrescarpe hat. Die Escarpe ist ohne bedeckten Weg und anstatt des Glacis

(e) Rupia ist eine indlanische Münze, und hat man sie sowohl von Golde als auch von Silber. Eine goldene gilt $13\frac{1}{4}$ silberne Rupia, nach deutschem Gelde mag es etwa 6 Reichsthaler betragen.

Glacis gehen vier schöne Straßen nach den vier Fronten der Citadelle. Der Palast des Königs von *Maduré* gehört unter diejenigen asiatischen Prachtgebäude an denen man weder Geschmack noch Wohl antrifft; er befindet sich mitten in einem Labyrinth von Straßen, stehenden Wassern, Wäldern, Gallons, Colonnaden, und andern Häusern, aus denen man sich schwerlich wieder herausfindet, wenn man einmal hineinkommt. Auf der Mittagsseite dieses Labyrinthes entdeckt man einen prächtigen Tempel, welcher dem *Chocunadon*, dem Götzen von *Maduré* geheiligt ist; ihn umgeben drey prächtige Enceinten, der Raum zwischen einer jeden Enceinte, welche eben so viele regulaire Vierecke bilden, ist mit schönen Baumgängen gezieret und der Fußboden stark mit Sande beschüttet; an den vier Fronten dieses Tempels erheben sich hohe pyramidenförmige Thürme, an denen die verliebte Geschichte, nebst den äußerst ärgerlichen Begebenheiten des *Chocunadon* mit
der

der größten Geduld und Geschicklichkeit ausgehauen sind.

Wenn man sich nach der Abend- und Mitternachtsseite von *Maduré* wendet, kommt man an die Gränzen von *Maiffour*, welches eigentlich *Masheur* heißt. Dieses Königreich, welches von den Mauren nicht erobert worden, hat sich während den Unruhen, die zu *Deli* oder *Dheli*, die Mogolischen Kaiser, Nachfolger des *Xurenghzeb*, bey nahe gestürzt hätten, stark vergrößert. Der König von *Maiffour* genießt ein Einkommen von zehn Millionen *Koupien* (f). Er kann eine

Armee

(f) In diesem nämlichen Königreiche ist *Arbreneec*, welcher nach der Zeit den *Namen Niger-Mikan* annahm, zu derjenigen hohen Glückstufe gelangt, auf welcher ihn die öffentlichen Blätter uns zeigen. Er befand sich bey dem Könige von *Maiffour* in Diensten, sahe wie er durch die Engländer vom Throne gestürzt und getödtet ward, und legte den Grund zu demje-

Armee von zwanzig tausend Reutern und vierzig tausend Mann Fußvölker in das Feld stellen. Seine Soldaten sind ihren Nachbarn sehr gefährlich und fürchterlich, denn sie haben eine ganz besondere und grausame Disciplin; Allen denjes

demjenigen Hass, der ihn auf ewig zu einem Todfeinde dieser Insulaner gemacht hat. Ich habe diesen nunmehrigen König, erst als Capitain in den Diensten der französischen Compagnie, und hernachmals als Befehlshaber eines Corps schwarzer Infanterie, gesehen; er besaß viele Eigenschaften welche den Ehrgeiz und einen glücklichen Fortgang zu erkennen geben. Er machte sich die Unruhen, welche während der Zeit, da sein König um den Thron kam, in Maïssour herrschten, auf eine geschickte Art zu Nutze, um sich einen Anhang zu verschaffen; zog verschiedene indianische Prinzen in seinen Vortheil; und endlich erwarb er sich Hochachtung bey seinen Feinden, und würde uns ganz gewiß Hülfsmittel anbieten, wenn wir sie uns zu Nutze machen wollten.

denjenigen, die das Unglück haben in ihre Hände zu fallen, schneiden sie die Nasen ab, salzen sie ein, trocknen sie auf und schicken sie nach Hofe. Ein Officier wird nach der Menge der Nasen geschätzt die er einsetzet.

Wenn man von *Maduré* nach Morgen zu gehet, kommt man zu dem Königreiche *Tanjaour*, welches das fruchtbarste auf der Halbinsel ist, und vierzig Meilen in der Länge und sechzehn in der Breite hat; gegen Mittag bestimmen das Meer und *Marava* seine Gränzen, und in Mitternacht begränzen es die Wälder von *Tonduman* und der *Caveri*, welcher sich in viele Arme zertheilt, und den Ueberfluß und die Fruchtbarkeit in dieses Reich bringet. Die Einkünfte des Königs werden auf siebzehen Millionen Rupien geschätzt und seine Macht besteht aus zwey und zwanzig tausend Mann Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reutern. Seine Hauptstadt war vor diesem ein Gözentempel; sie hat zwo Encinten und einige europäische Festungswerke; der Graben
ist

ist nicht besonders tief und oftmals trocken; die innere Encceinte hat zween Theile, den mitternächtlichen und den mittäglichen. In dem ersten Theile sieht man den Pallast des Prinzen, welcher äußerst mittelmäßig ist; er besteht aus einer Vierung, an jeder Ecke befindet sich ein Thurm, und das Ganze umgiebt ein Graben, der mit Kaimans angefüllet ist (g). In dem mittäglichen Theile findet man einen Tempel, welcher dem Paira, dem Abgotte von Tanjaour gewidmet ist. Die Stadt hat zwo Meilen im Umkreise und wird bloß von einem kleinen Bache bewässert; aber der Viner, welches ein Arm des Caveri ist, fließt zwey hundert Toisen von ihren Mauern. Ehemals führten die Könige von Tanjaour den Titel Neabil, welcher so viel, als Prinz bedeutet. Ecosi Naba Naba, von Geburt ein Marate, eroberte dieses Königreich, machte

sich

(g) Eine Art Crocodile.

+ peraji fränkisch auf Hildesheimer
de l'Inde, p. 228. ^{B. m.} erobert 1680

sich zum Könige und hinterließ seinen Kindern diesen Titel und den Thron.

Wenn man den Caveri wiederum hinaufgeht, so findet man noch ein anderes kleines Königreich, welches unter dem Namen Gingi bekannt ist, und, so zu sagen, bloß aus seiner Hauptstadt bestehet. Dieses ist die festeste unter allen indianischen Städten, denn ihre Lage macht, daß man ihr außerordentlich schwer beykommen kann. Gingi wird durch drey sehr hohe Berge besetzt, welche, sowohl von Seiten der Ebne, als auch von Seiten der Stadt, steil in die Höhe gehen; diese Berge vereinigt eine dicke und sehr hohe Mauer, welcher keine Kugel schaden kann, indem die Steine derselben durch einen ungemeyn festen Kalk verbunden sind. Auf einem jeden dieser Berge, auf die man durch äußerst beschwerliche Fußsteige kommt, steht man Thürme, die in den Felsen gehauen sind, wie auch sehr tiefe Eisternen, in welchen die Munda- und Kriegsbedürfnisse aufbewahrt werden.

Diese

Diese Stadt ist auf einer Kupfermine erbaut; aus welcher beständig Vitrioltheilgen aufsteigen, welche die Luft mit einem feinen und höchst gefährlichen Gifte erfüllen; aber man erblickt zu Gingi auch weiter nichts, als elende Soldaten, die man öfters wieder recroutiren muß. Diese Stadt, die der berühmte Sevagy (h) erobert hatte, ward nach seinem Tode, unter der Regierung eines seiner Söhne, durch Julfarikan, dem Generale des Mogol wieder weggenommen. Im Jahr 1750 haben sich die Franzosen ihrer bemächtigt, und auch in dem letztern unglücklichen Kriege behauptet. Es ließe sich in dieser Stadt ein vortrefliches Etablissement errichten, da sie bereits durch ihre natürliche Lage vertheidigt wird; aber man

B 2. kenne

(h) Von diesem Sevagy hat man eine Menge kindischer Märchen erdichtet. Unter andern soll er zu Gingi geboren und gestorben seyn, welches aber beydes falsch ist. In dem Kapitel von den Maraten wird man finden, wer dieser Eroberer eigentlich gewesen ist. + 1677

kennet in Frankreich die Vortheile nicht alle, die mit unsern Besitzungen auf der Küste von Coromandel verknüpft sind.

Alle europäische Festungen liegen innerhalb den Gränzen von Carnate. Diese Festungen bestehen meistens in Pagoden, denen man einige Festungswerke zugeordnet hat. In den darzu gehörigen Districten zehlet man viele Aldeen (i) welche insgesamt ihren Eigenthumsherren einen jährlichen Zins zahlen, der an einen Herrn verpachtet ist, welcher der Kvaldar genennet wird. Mit der Provinz Carnate sind noch verschiedene Staaten verbunden, welche insgesamt unter dem Nabab stehen, und auf den Befehl des Prinzen, oder Nabab eine gewisse Anzahl Soldaten stellen müssen. Diese kleinen Staaten werden durch ihren rechtmäßigen Prinz, welcher

(i) Alle Städte oder Dörfer in Indien heißen Alde und man setzt bloß den Namen des Ortes hinzu. Sind die Städte groß, so heißt man sie Our.

her den Titel eines Raja führt, beherrscht,
und sind Velour, Vanda=Vachi, Tour=
cour. u. a. m.

Zweytes Kapitel.

Von den Colerien.

In einem so weitläufigen Bezirke, wie die Provinz Carnate ist, giebt es eine Menge kleiner Prinzen, welche, ihrer Privatvortheile wegen, oftmals grausame Kriege unter einander führen, die sich aber gemeiniglich damit endigen, daß ihnen die Mauren einen Theil ihres Landes abnehmen. Auf diese Weise hat sich das mogulische Reich vergrößert, und verschiedene Königreiche unter seine Vormäßigkeit gebracht.

Doch finden sich unter diesen kleinen unumschränkten Herren, auch viele, welche die Natur, die vortheilhafte Lage ihrer Länder, und die Sitten ihrer Unterthanen, vor den

Waffen der Mogole in Sicherheit gesetzt haben. Diese Völker sind unter dem Namen Colerien bekannt; ihr Prinz nennet sich Poligard, und ihre Wohnungen sind die Wälder, die sich auf der Halbinsel in großer Menge befinden. In diesen Schlupfwinkeln, welche die Colerien mit den wilden Thieren gemein haben, findet man ein soldatisches Volk, welches im Raube und allen Lastern der Straßenräuber unterrichtet ist. Die Treulosigkeit macht den Grund ihres Characters aus, ihre Caste steht in keinem Ansehen, und ist die verächtlichste auf der ganzen Halbinsel. Sie sind kühn und unermüdet; ihre Thaten bestehen darinne, daß sie ihre Besitzungen vertheidigen, und den benachbarten Aldeen das Vieh stehlen. Unter der Begünstigung der Nacht, schleichen sie sich in die am allersorgfältigsten bewachten Läger; daselbst stehlen sie die Pferde, oder wenn sie solche nicht mit sich fort bringen können, tödten sie sie. Ihr Name bedeutet einen Spitzbuben, und ihre Eitelkeit sucht eine

eine Ehre in der Erzählung verschiedener gottlosen Streiche, deren sie sich rühmen.

Die Colerien sind ihrer barbarischen Sitten ohngeachtet, dennoch so ziemlich disciplinirt; gleichwohl verschanzen sie sich in den Wäldern, wo sie ihre Wohnung aufschlagen, mit vieler Kunst. Doppelte und ofmals dreyfache Enceinten, welche aus lebendigen Hecken und aus Bambu (a) bestehen, machen

B 4 den

- (a) Bambu. Dieser Baum wächst schufweise, wie das Rohr, inwendig ist er hohl, ausgenommen die Abtheilungen zwischen den Gliedern; das Holz ist leichte und ungemein zähe. Die Landeseinwohner verfertigen vielerley Geräthe aus demselben, wie auch Rinnen und Tröge das Vieh daraus zu füttern und zu tränken; zu welchem Ende man das Holz mitten von einander spaltet. Von diesem Rohre glebt es schmale und dicke; von der Stärke eines Federkiesels an, bis zu dem Umfange einer Elle, wo nicht darüber, und viele Ellen

den Zugang zu ihren Wohnungen ungemein schwer; man kann sich ihnen nicht anders nähern, als durch den vielmals mißlichen Gebrauch des Weiles und des Feuers; sie haben auch Enceinten von großen Steinen die ordentlich übereinander gelegt, aber mit keinem Kalche verbunden sind. Diese Enceinten sind mit außerordentlich starken und aus festgeschlagenem Thone verfertigten Thürmen flankirt,

Die Oberhäupter dieses Volkes nennen sich Poligarden; meistens sind es kühne Soldaten, die durch viele List dazu gelangten; sie werden von ihren Unterthanen gefürchtet und geehret, und ob sie gleich gewissermaßen
unter

Ellen lang. Der Baum blühet, wie die Einwohner vorgeben, alle 60 Jahre. So wie es mir schien, waren zwei Arten dieses Baumes; die eine wuchs auf Bergen, ward nur ein paar Ellen hoch und war sehr ästig und zackig; die andre wuchs an niedern Orten, ward über 9 Ellen hoch, wuchs gerade, und ohne Sacken. Siehe Osbecks Reise nach Ostindien und China.

unter dem Nabab von Arcate stehen, und ihm einen Tribut zu bezahlen haben, so bleiben doch öfters die Befehle dieses Gouverneurs, ohne Wirkung, woserne er keine Armee hat, welche die Ausführung derselben beschleuniget.

Man könnte über die Regierungsform und Sitten der Colerien ein ganz artiges Buch schreiben: denn in ihrer Staatsklugheit, in ihren Gesetzen, in ihrer Religion, und selbst in der Art von Ehre, welcher dieses Volk opfert, steckt so viel Abgeschmacktes, daß sich kein seltsameres Ganzes denken läßt. Da ich mich über diesen Artickel nicht weitläufiger ausbreiten kann, so will ich das Wenige, welches ich davon gesagt habe, durch folgenden barbarischen Zug beschließen, welchen uns der Pater Martin, ein Jesuite, der in den Missionen nach Tondeman gebraucht ward, hinterlassen hat. „Wenn zwei Personen von dieser Nation, spricht dieser Schriftsteller, irgend einen Streit unter sich haben, so machen sie ihn auf eine sonderbare Art aus; der

„Beleidigte mißhandelt sich auf das Aergste,
 „er zerfleischt sich und ermordet sogar seine
 „Frau, seine Kinder, und was ihm am lieb-
 „sten ist; und dieses alles lediglich in der Ab-
 „sicht seinen Widersacher zu gleichen Mord-
 „thaten zu nöthigen, welches auch nie unter-
 „bleibt.“ Der Menschheit bin ich die An-
 merkung schuldig, daß, außer gedachtem Wis-
 sionar, kein einziger Schriftsteller dieser über-
 triebenen Wildheit gedenket.

Uebrigens sind die Colerien mit Säbeln, mit
 runden kleinen Schildern, mit Fougetten (b),
 hauptsächlich aber mit einer Art krummen
 Messer (Croissant) bewafnet, die außerordent-
 lich gefährlich sind. Ich kann dieses Gewehr
 mit

(b) Die Fougette oder Fouquette ist eine Art
 von Raquete, die, wenn sie angezündet
 ist, niemals über drey oder vier Fuß hoch
 steigt; sie stellt eine dicke Ruche von Wam-
 budrohre vor, diese geht vor der Raquete
 her, und verursacht oftmalß vielen Scha-
 den.

mit nichts bessers vergleichen, als mit dem
Werkzeuge, welches die Gärber gebrauchen,
ausgenommen, daß sich bey den Colerien die
Schneide allemal innerwendig befindet. Sie
bedienen sich desselben also, daß sie es in ge-
rader Linie nach dem Feinde werfen, den sie
verfolgen. Dieses Gewehr erreicht gemein-
lich denjenigen, nach welchem es die Colerien
werfen, umgreift das ganze Bein und schneidet
bis auf den Knochen hindurch; es hält
schwer sich dagegen vorzusehen, denn die Be-
wegungen desselben sind äußerst schnell.

Außer den Colerien giebt es in Indien noch
eine Secte oder Caste, deren Handwerk der
Krieg ist, und die man Rajipoutz nennet.
Aus dieser Secte bestehen die zahlreichen Ar-
meen der Maraten, und aller heidnischen
Prinze, der größte Theil unserer Capayen,
und jene vortreflichen Truppen, die unter dem
Namen Patanen bekannt sind. Um sich in
Ruth zu bringen, pflegen sie ein besonders
zubereitetes Opium zu trinken; dieses macht
sie

sie ganz wüthend und zu den heizhaftesten Unternehmungen geschickt; aber diese Tapferkeit hält niemals gegen den Muth unserer europäischen Soldaten aus. Der Herr von Lalley war der Erste und auch der Einzige, der es sich in dem Sinn kommen ließ vor ihnen zu fliehen. Ein gefährliches Beyspiel, welches den Fortgang der Kriegsdisciplin unter den indianischen Soldaten beschleunigen könnte.

Ohngeachtet die Lehre von der Seelenwanderung fast von allen Indianern, und vorzüglich von den Rajipouß angenommen wird, so sind doch diese letztern äußerst grausame und auf ihre Feinde erbitterte Soldaten. Doch muß man auch gestehen daß sie die Mordthaten, deren sie sich im Kriege schuldig machen, dadurch zu büßen suchen, daß sie einen Büffel opfern. Diesen schlachten sie unter gewissen monströsen Ceremonien, und geben damit dieser gottesdienstlichen Handlung das Ansehen eines sabbatischen Festes. Nach vollbrachtem Opfer überlassen sie sich allen Ausschweifungen
und

und ermorden ohne Barmherzigkeit, alle, welche das Unglück haben, in ihre Hände zu fallen. Sie führen die Werkzeuge zu den schrecklichsten Martern bey sich, und quälen die Unglücklichen, welche sie in den Aldeen antreffen, die sie verheeren, mit der äußersten Unmenschlichkeit, um ihnen dadurch das Geständniß ihrer Reichthümer, und des Ortes, wo sie vergraben sind, abzugwingen. Da dergleichen Grausamkeiten allen Maraten eigen sind, so halte ich dieses für den schicklichsten Ort, wo ich die Geschichte dieses kriegerischen Volkes mitnehmen kann.

Drittes Kapitel.

Das Herkommen des Amboar.

Ich hatte alle Tagebücher der Reisenden, die von Indien reden, vergeblich durchgesehen, um den Ursprung der Maraten zu finden; dieser kühnen und zahlreichen Völker, welche an der Südostseite der Gebürge wohnen,

nen, die hinter Goa liegen, und die malabarische und coromandelsche Küste von einander trennen; und zweifelte, daß ich meine Absicht jemals erreichen würde. Ich war bereits beynahе drey Jahre in Indien und hörte verschiedentlich von dieser Nation sprechen, von der Geschwindigkeit mit welcher sie in die Länder fallen, von ihrer Kriegszucht, und von ihrer Grausamkeit gegen die Ueberwundenen; ohne daß ich erfahren konnte wer sie wären, und was sie so vielmals zu den Nebenbuhlern der Mogole und in den Streitigkeiten, die sich beständig zwischen aufrührischen und mächtigen Unterthanen, und zwischen despotischen und vielmals ohnmächtigen Prinzen ereignen, zu den Schiedsrichtern der Kaiser mache.

Auf Antrieb meiner natürlichen Neugierde, wendete ich mich an einen Partheygänger, welcher in großem Ansehen stand, und den die verschiedenen Soldaten, die in seinem Solde waren, ingleichen die Kämtniß, die er von vielen Sprachen des Landes besaß, unterrich-

tet

tet haben konnten. Dieser Mann verstand sein Handwerk, und bekümmerte sich wenig darum was in Indien vor seinem Aufenthalte vorgefallen war: jedoch, aus Gefälligkeit gegen mich, half er mir zu der Bekanntschaft mit zween Männern, davon der eine ein Marate, der andere aber ein, in den Sprachen und Alterthümern seines Landes erfahrener Schriftsteller war; der Beystand dieser zween Indianer hat mich im Stand gesetzt meine Zweifel aufzuklären und die Geschichte der Maraten zu lernen.

Ein junger Mensch, der wegen seiner Herzhaftigkeit berühmt; an den Ufern des rothen Meeres geboren war; unter seinen Landsleuten die Kriegskunst erlernt, und seine ganze Lebenszeit unter Zelten zugebracht hatte, erfuhr ohnweit der alten Hauptstadt Abyssiniens die größten Unglücksfälle. Sein Schicksaal zwang ihn damals einen geehrten Vater zu beweinen, der ihn mit Verlust seines Lebens vertheidigte; er sah eine geliebte Schwester

ster entführen, und seine ohnmächtige Wuth verslog in murrenden Klagen, während der Zeit die nämlichen Feinde, die sein ganzes Unglück verursachten, ihn mit Fesseln belegten. Seine ansehnliche und kühne Gestalt rettete ihn von ihrer Grausamkeit, oder, sie erhielt vielmehr denjenigen, welcher eines Tages eine mächtige Nation beherrschen sollte.

Vermöge der barbarischen Gebräuche derjenigen Völker, welche an den Gränzen von Abyssinien wohnen, sollte der junge Amboar, so heißt der Held dessen Geschichte ich beschreibe, geopfert werden; damals betete man noch grausame Götter an, und gehorchte ungleich grausamern Priestern, welche in den zitternden Eingeweyden der menschlichen Opfer, die sie erwürgt hatten, die Geheimnisse der Zukunft suchten. Amboar hatte alles verloren, und sahe mit einer furchtlichen Gelassenheit die Anstalten zu diesem blutigen Opfer, welches sein Leben und seine Leiden endigen sollte.

Ein

Ein gewisser Gebrauch, den die Zeit geheiligt hatte, ertheilte den Töchtern der siegenden Heerführer das Recht, über das Schicksal sechs Kriegsgefangener zu gebieten, jedoch mit der Bedingung, daß sie einen von ihnen zur Ehe nahmen. Amboar besaß eine einnehmende Gestalt, und anstatt daß ihm seine Unglücksfälle hätten niederschlagen sollen, so erhöhten sie vielmehr die ihm natürliche Kühnheit. Die Liebe zerbrach seine Fesseln und schenkte noch fünf andern Schlachtopfern, die ein gleiches Schicksal zum Tode verdammte, die Freyheit.

Bermöge eines närrischen Zufalles fand Amboar, welcher der Gemahl derjenigen werden sollte, die ihm das Leben errettet hatte, in einem von den Anführern der Armee, einen gefährlichen Nebenbuhler. Dieser machte sich die Dunkelheit der Nacht zu Nuzen, und ließ ihn durch ein paar von seinen Trabanten aufheben. Der zum Tode verurtheilte Amboar, hatte seine Tage durch seine Liebste

E

erkaufen

erkaufen sehen; nunmehr wurden sie abermals durch seinen Nebenbuhler verurtheilt, und er stand im Begriff sie zur Strafe, daß er gefallen hatte, in einem benachbarten Holze in dem Lager seiner Feinde, zu verlieren, als ein neuer Glücksfall einige Eclavenhändler herbeysführte. Die Führer des Amboar hatten Befehl ihn zu ermorden, wurden aber unter einander einig, ihn an die Kaufleute zu verhandeln; der Preis, den sie erhielten, war nicht ansehnlich, denn diese verkauften ihn wiederum an einen Herrn in Dekan, für etwa Hundert und vierzig französische Livres.

So war der Anfang des Amboar beschaffen. Kaum war er bey dem Herren, der ihn gekauft hatte, als sich sein Schicksal änderte; das Glück verfolgte ihn nicht länger und fing an, ihn mit seinen Gunstbezeugungen zu überhäufen. Sein neuer Herr war nicht grausam; er brachte ihn dahin, daß er sich in der Religion der Braminen unterrichten ließ; erleichterte ihm die Mittel darzu, und suchte
sein

sein Glück in der Bekehrung eines Abessiniers, der eines Tages einem kriegerischen Volke befehlen sollte.

Amboar vertauschte seine alten Irthümer gegen neue, als ihm der Tod seinen Herrn raubte; die Wittve desselben war noch jung, sie liebte ihren Sclaven und heyrathete ihn endlich so gar. Dieses anscheinenden Glückes ohngeachtet, war Amboar doch nicht reich und seine Frau besaß auch nichts, was sie ihm hätte geben können; gleichwohl redete der Ehrgeiz in seinem Herzen; er seufzte innerlich daß er in einer Stadt leben sollte, in welcher er bloß als ein Sclave erschienen war, und faßte den Entschluß, sich in den Gebürgen niederzulassen; daselbst vereinigte er sich mit einigen Straßenräubern, und durchstreifte mit ihnen die umliegende Gegend. Da das Glück seinen Muth unterstützte, so erblickte sich Amboar, nach Ablauf eines Jahres an der Spitze von sechs tausend Reutern, und sein guter Fortgang setzte ihn gar bald in den Stand alles zu

unternehmen. Zu der Zeit geschah es, daß Nisiamkam, König von Dekan, Soldaten warb um einen Unterthanen zu vernichten, den er als einen Rebellen behandelte; allein er sahe sich bald darauf genöthigt wider den Mogol zu Felde zu gehen, welcher ihn bedrohete, und bemühet sich daher den Amboar dahin zu bringen, daß er sich mit ihm verbände. Dieser Auführer war mächtig. Er tractirte also mit seinem Könige, als sey er seines Gleichen; verlangte Ehrentitel; und trug ihm seine Tochter unter der Bedingung zur Ehe an, daß man ihr den königlichen Titel gäbe; hier konnte man sehen was die Tapferkeit vermag. Nisiamkam ehelichte die Tochter des Amboar, ließ sie zur Königin von Dekan krönen; ernannte den Vater seiner jungen Gemahlin zum obersten General über seine Armeen; machte ihn über dieses zu seinem Liebling, und begleitete die Stelle, die er ihm gleich neben sich gab, mit unsäglichem Reichthümern.

Nach,

Nachdem Amboar die höchste Staffel des Glückes erstiegen hatte, zu der ein Unterthane gelangen kann, so zeigte er auch, durch die Treue, mit welcher er seinen Verbindungen nachlebte, daß er derselben würdig sey.

In seiner Sclaverey war er stolz gewesen, und nunmehr da er sich dem Throne nähete, ward er großmüthig und leutselig; er rächte die Beleidigungen, die man seiner Frau und seiner Tochter erwiesen hatte, und vergab diejenigen, die seiner eignen Person widerfahren waren. Man erzehlt, er habe die Tochter des Königes von Persien vergiften lassen, weil sie der Seinigen vorgeworfen, als habe sie ihren Gemahl dadurch bekommen, daß sie sie angestochen; sie sey lediglich eine verächtliche Veyerschläferin, und die Tochter eines Straßenräubers und Rebellen. Ferner beschuldigt man ihn, er habe durch eben dieses Mittel die Mutter des Erbprinzen aus der Welt geschafft, um sich nach dem Tode seines königlichen Vaters der Regierung zu versichern. Es ist unbes-

wußt ob diese Vorwürfe gegründet sind oder nicht; nur so viel weiß man, daß Amboar, nach dem Absterben des Königes von Dekan die Regierung erhielt, mit einer unumschränkten Gewalt herrschte, den Armeen des großen Mogul die Spitze both, und ihn mehr als einmal zum Frieden nöthigte.

Viertes Kapitel.

Wachsthum des Amboar. Ursprung
der Maraten.

Wenn man die Jahrbücher der Weltgeschichte aufschlägt, so wird man, ohne Zweifel, mehr als einen kühnen Menschen finden, der durch seinen Ehrgeiz, oder durch eine glückliche Unbesonnenheit aus dem allerniedrigsten Stande bis auf dem Thron gestiegen ist. Ein Gengis, und ein Thamas Kouli-Kan, deren Namen die Geschichte aufbehalten hat, sind noch lange nicht die einzigen Beyspiele.

Der

Der Cameeltreiber Mahomet unterstützte mit dem Fanatismo, seine Liebe zur Hoheit, und brachte es soweit, daß er die Rechte eines Priesters mit den eigenmächtigen Handlungen eines Despoten verband. Aber keiner unter allen diesen Sterblichen ward methodischer groß, als Amboar; die Großmuth redete in seinem Herzen, und seine Einsicht bestimmte ihm keine andre Stelle, als die höchste Würde. Er wußte sich, um groß zu werden, aller bezer Mittel zu bedienen, die ihm die Umstände anbothen, und war so glücklich daß allemal der herlichste Erfolg seine Schritte begleitete.

Amboar war zu der Würde eines Regenten erhoben, und regierte das Königreich Defan, mit einer Weisheit, welche verdiente, daß alle morgenländische Beherrscher ein Beyspiel daran nähmen; aber in den Herzen seiner Hofleute wohnte Bosheit und Neid. Der junge König, sein Pflegesohn, hatte nunmehr die zu der Regierung erforderlichen Jahre erreicht, und der Regente dachte bereits darauf ihm die

Zügel des Regimentes zu übergeben; als ihn eine schreckliche Verschwörung wider sein Leben nöthigte, sich nochmals der in Händen habenden Macht zu bedienen, um sich vor derselben in Sicherheit zu setzen.

Der junge König dachte mit den Neidischen, die sich der Regente durch seine Verdienste zugezogen hatte, auf Mittel sich zu rächen. Alles verkündigte an diesem Hofe die unglücklichsten Begebenheiten; Amboar besaß hinlängliche Staatsklugheit sie von ferne zu sehen; war aber zu groß, als daß er sie hätte fürchten sollen; und in der Sicherheit, in welcher er lebte, erblickten die Lieblinge des Serail, die Großen des Reiches, und der junge König das Ende seiner Macht, seine Absetzung, und seinen Tod. Einer von jenen glücklichen Zufällen, welche das Glück des Amboar so ofte von dem gänzlichen Umsturze errettet hatten, entdeckte ihm auch jetzo die Anschläge seiner Feinde.

Vermöge

Vermöge einer, von den mancherley asiatischen Bedenklichkeiten, welche verursachen, daß man für das Serail der Könige Ehrerbietung heget, hatte Amboar vernachlässigt, eine gewisse Bewohnerin desselben zu besuchen, die ihn schon seit langer Zeit um eine Unterredung hatte bitten lassen. Da sie die Gleichgültigkeit des Regenten abschreckte, so würde sie sich vermuthlich an dem bereits gethanen Schritte begnügen haben, woferne ihr die Liebe, welche eine ihrer Freundinnen dem jungen Könige eingefloßt hatte, nicht entdeckt hätte, wer der Regente sey, und was man für Anschläge wider sein Leben schmiede. Sie ließ ihm augenblicklich melden, daß sie die nämliche Schwester sey, die man zu der Zeit, da sie seine Niederlage beweinte, vor seinen Augen entführt habe, zeigte ihm die Gefahr an, in welcher er sich befand, und beschwor ihn auf seine Sicherheit und auf ihre Befreyung bedacht zu seyn.

Nunmehr schonte Amboar weiter nichts; er brauchte nicht nur die gehörige Vorsicht um

seine Schwester aus dem Serail seines Pflegesohnes zu ziehen, sondern ertheilte auch noch über dieses den Soldaten, die ihn so lange begleitet hatten, Befehl, sich auf die erste Dre dre zum Aufbruche fertig zu halten.

Nach diesen Anstalten zeigte sich Amboar in dem Dorbar (a) und verwies in einem gesetzten und lebhaften Tone dem jungen Prinzen und den Hofleuten die ihn umgaben, ihre Bosheit und Undankbarkeit; er machte ein treues Gemälde von den Unglücksfällen die Dekan damals druckten, als er zur Hülfe des verstorbenen Königes herbeygeeilet war. Er zeigte die Wunden, die er damals erhalten, als er das Reich von der Wuth der Mauren und der Haabsucht der Mogole befreyet hatte, und beschloß damit, daß er der Regierung entsagte und Dekan den Krieg ankündigte.

Amboar hatte das Gemälde derjenigen Verlegenheiten, in denen sich das Königreich bey

(a) Der Dorbar ist in Indien, der Staatsrath,

bey seiner Ankunft befunden hatte, keineswe-
 ges übertrieben, und hatte wirklich Recht.
 Das Erstaunen des Königes und seiner Mini-
 ster war außerordentlich; man hatte kein Bey-
 spiel von einem Unterthanen der so mächtig
 gewesen wäre, wie Amboar, und sich gleich-
 wohl der Vortheile, die ihm seine Würde
 ertheile, so wenig bedient hätte. Denn an-
 statt seine Feinde zu strafen und ihnen Gleich-
 ches mit Gleichem zu vergelten, legte er viel-
 mehr die Oberherrschaft nieder, damit er sich
 auf eine edlere und nachdrücklichere Weise rä-
 chen könnte. Kaum hatte Amboar seine Niede-
 geendigt, so verließ er den Dorbar und
 stellte sich an die Spitze von funfzig tausend
 Reutern, welche bereits vor den Thoren der
 Stadt versamlet waren. Auf die erstern
 Minuten des Erstaunens, in welches die Er-
 klärung des Amboar den König und die Staats-
 bedienten gesetzt hatte, folgten Entschlie-
 gen; man machte eben so eidle, als unver-
 nünftige Entwürfe; man schickte an den Hof
 von

von Golconde, um sich einen Bundesgenossen zu verschaffen; und sandte an alle feste Plätze des Königreiches Boten, um den Ueberfällen vorzubauen. Aber Amboar hatte sich das Glück bereits unterworfen. Seine Fahnen weheten auf den Mauern von Singi, dessen er sich bemächtigt hatte, und da ihn der Sieg begleitete, so zergliederte er die Staaten der Könige von Golconde, von Dekan und von Bisapour, und vermehrte damit diejenigen die ihm seine gute Aufführung, seine Tapferkeit, und das Glück bereits gegeben hatten, und ungleich mehr betrug, als die Länder der, wider ihn verbundenen, drey Könige. Nunmehr vergrößerte sich sein Ruf immer noch stärker und er hatte gar bald hundert und zehn tausend Soldaten unter seinem Befehle.

Amboar befreyte, bey seiner Abreise von Dekan die nämliche Schwester aus dem Serrail, die mit ihm zugleich in die Selaverey gerathen war, und die sein gutes Glück in das

das Serail geführt hatte, um ihm so wichtige Nachrichten zu ertheilen. Diese unternehmende Frauensperson, die mit einer männlichen und kühnen Beredsamkeit begabt war, folgte der Armee ihres Bruders, und ahmte dem Apostel von Medina nach, indem sie den Grund zu einer neuen Secte legte. Amboar sahe bereits seine Macht wachsen, und die Länder, die er eroberte, vergrößerten seine erstern Besitzungen, als ihm seine Schwester, und zwar, wie man vorgiebt, auf seinen Befehl, den Namen Sevagy beylegte (b). Während der Zeit er alle die Hindernisse überwand, die ihm die noch mächtigen Könige entgegen setzten, beredete sie ihrer Seits die Nachkommen des Drama, alle Thiere zu verschonen, und sich bloß von Kräutern

- (b) Das Vorgeben einiger Mauren, welche behaupten er habe diesen Namen bey der Aenderung seiner Religion angenommen, als er die Wittwe seines Herrn Heyra thete, ist falsch.

tern und Milchspeisen zu ernähren; aber die Menschen müsse man tödten, wie sie sagte, damit die Muselmänner nach und nach dadurch ausgerottet würden, welche ihr Vaterland verwüestet und ihr die Fesseln angelegt hätten.

Aurengzeb, damals Kaiser von Mogol, erfuhr den glücklichen Fortgang des Sevagn gar balde, und wollte sich dem Glücke dieses Eroberers widersetzen, aber es war zu späte. Dreymal hundert tausend siegreiche Truppen gehorchten seinen Befehlen. Er erbaute an der südöstlichen Seite der Gebürge, auf der Malabarischen Küste, die Stadt Castera; nichts widerstand ihm, und er war eben beschäftigt die Gränzen von Carnate, und das Königreich Golconde zu verheeren, als er den Anmarsch des Aurengzeb erfuhr. Augenblicklich war er an dem Flusse Quichena, um den Mogolischen Truppen den Uebergang streitig zu machen; stets glücklich, stets weise und activ in seinen Märschen, zeigte er sich bereits

reits dem Feinde, da dieser glaubte er sey noch zu Golconde, und als er sich hierinne betrogen fand, sogleich bey dem ersten Angriffe die Flucht ergrif. Sevagy verfolgte die kaiserliche Armee, hieb zehntausend Mann Fußvolk von der Mogolischen Armee in Stücken, und eroberte die ganze Bagage des Bisirs, welcher sein Leben bloß der Flucht und der Verkleidung zu danken hatte. Sevagy, der mit der Beute seiner Feinde beladen war, lieferte nunmehr dem Könige von Dekan eine Schlacht, der sich ihm in den Wege gelagert hatte, um ihm den Rückzug abzuschneiden.

Der König von Dekan hatte sich in seinen Vermuthungen geirrt. Er hielt den Sevagy für verlohren, und die Schlacht schien ihm, gegen einen Feind, den er bloß in seiner Flucht aufzuhalten gedachte, gar nicht zweifelhaft; er wollte seines Triumphes genießen, und erwartete den Sevagy an der Spitze seiner Armee; man war einander gar bald im Gesichte und die Soldaten des Dekan wurden von dem

dem Sieger in Unordnung gebracht, welcher weiter keine Sorge hatte, als wie er die Flüchtigen verfolgen wollte, Ein Verräther machte sich die Unordnung zu Nutze; tödtete den König von Delan, und brachte dem Sevagy seinen Kopf. Sollte man von einer guten Handlung dieses großen Generales auf alle seine übrigen Handlungen schließen, so müßte man ihn nothwendig hoch achten. Er ließ den Mörder seines Feindes nicht nur eines schmähhlichen Todes sterben (c), sondern er erlaubte auch nicht, daß das Serail, welches nach morgenländischem Gebrauche, der Armee nachfolgte, den Soldaten Preis gegeben werden durfte. Man hatte niemals eine strengere Kriegszucht gesehen, als die Seinige; und es ward auch niemanden leichter, seine Befehle in Ausführung zu bringen, als ihm.

Nun

(c) Er ließ ihm den Bauch aufschneiden, und geschmolzenes Bley in seine Eingeweide gießen.

Nunmehr erblickte Sevagy den Thron, auf welchen ihn das Glück und sein Muth setzte; die mogolische Armee war geschlagen, der König von Dekan war todt; seine Feinde fleheten seine Erbarmung an, und der Kaiser bat um Friede. Sollte man es wohl glauben; dieser Sklave von Abyssinien, da er mit dem Beherrscher von Indostan Friedensunterhandlungen pflog, gab sich den Titel: *Iaba Raga*, d. i. der große König!

Fünftes Kapitel.

Neue Thaten des Sevagy. Errichtung der Monarchie.

Die schnellen Eroberungen des Sevagy, und die gänzliche Niederlage seiner Feinde, hatte in seinen Staaten die Ruhe wieder hergestellt, und er bediente sich derselben seine neue Stadt Satira in Augenschein zu nehmen. Sobald er daselbst angelangt war, ergab er

D sich

sich der Sorge der Regierung, er verfertigte bürgerliche Gesetze und Kriegsartikel; er setzte dem Luxus in seinen Staaten gewisse Schranken, bestimmte die Stände; und suchte in den Streitigkeiten, welche zwischen den Königen von Tanjaour und von *Madure* entstanden, neue Beschäftigungen; er machte sich die Schwäche dieser zween Monarchen zu Nutze, eroberte *Triche*, *Napaly* (a) mit Sturm und machte sich diese beyden Könige zinsbar.

Während der Zeit Sevagy neuen glücklichen Begebenheiten entgegen eilte; arbeitete seine Schwester, in Gesellschaft einiger *Vandaronen* (b), welche ihren Freunden oder

Bunds-

(a) Eine sehr große Stadt, die einen Bischofsstuhl weit von dem *Caveri*, und der *Insel Descheimgam* gerade gegen über liegt; wir werden an einem andern Orte Gelegenheit haben mehr von ihr zu sprechen.

(b) Die Bramen sind seit undenklichen Zeiten die Caste der indianischen Priester, der

Welt-

Bundesgenossen nachgefolgt waren, an den Sagen der neuen Religion; lehrte sie, und stiftete ein Versöhnungsoffer für das Menschenblut, welches ihre Neubekehrten bey ihren verschiedenen militärischen Verrichtungen vergossen. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die sich von ihrem verkehrten Sinne verführen ließen, und die allerheiligsten und ernsthaftesten Dinge mißbrauchten; damals sahe man in der Stadt Satira eine Frau, welche den eifrigsten Anbetern des Drama, predigte, es sey recht das Blut ihrer Feinde zu vergießen, und zu gleicher Zeit befahl, selbst für die beschwerlichsten Insecten, Hospitales

D 2

zu

Weltweisen, und, überhaupt aller Arten speculativischer Wissenschaften. Wenn sie mit dem priesterlichen Ornate bekleidet, oder in Amtsverrichtungen sind, so heißen sie Pandaronen. Man findet dergleichen vielfältig in den Tempeln; ja, es giebt auch so gar einige, die in ordentlichen Gesellschaften bey einander leben.

zu errichten (c). Das vergossne Blut ward durch das sonderbare und alberne Opfer eines Büffels gebüßet, den man mit einer wunderbaren und lächerlichen Feyerlichkeit tödtete.

Mitten unter diesen Eroberungen und Siegen, die ein zahlreiches Volk, das der Fanatismus, der Muth und die Rache anführte, nothwendiger Weise erhalten mußte, sahe Sevagy die ganze Macht des Reiches und alle Staaten die er zergliedert hatte, sich wider ihn wafnen; aber das Glück hatte ihn von nun an vor den Falle gesichert, und zum Ueberwinden bestimmt.

Um diese Geschichte etwas ordentlich fortzuführen, sehe ich mich genöthigt biß zu derjenigen

(c) Unter andern Anstalten zu Satira befindet sich auch ein Spital für alle Insecten, welche die Menschen quälen. Man bezahlt von Zeit zu Zeit einen Unglücklichen, diesen bindet man auf ein Lager, und er muß sich die ganze Nacht von diesem Ungeziefer sein Blut aussaugen lassen.

nigen Zeit zurücke zu gehen, in welcher Sevagy, da er kaum die Regierung von Dekan niedergelegt hatte, durch ein Gemische von Politik und Eigennutz, den Prinz Nurenghez dahin brachte, daß er ihm einige mogulische Plätze abtrat, damit er den Königen von Bisapour und von Dekan desto besser widerstehen könnte. Nurenghez hieß damals Vicekönig über die Provinz Dekan, das heißt, er regierte die kleinen Gouvernements dieses Königreiches, welche den Mogol für ihren Herrn erkannt hatten. Sevagy war so glücklich gewesen, wie es Nurenghez vermuthet hatte; allein da er sich auf dem Throne erblickte, änderte sich auch sein Vortheil, und er forderte von dem Sevagy die Provinzen wieder zurücke, die er ihm, unter gewissen Bedingungen, welche auch waren erfüllt worden, abgetreten hatte. Der Conquerant ward hierüber unwillig und antwortete: daß er weiter keinen Herrn über sich erkenne, seitdem er seinen Freund verlohren habe. Damals

1759

D 3

faßte

faßte Nurengzeb den ersten Entschluß den Sevagy zu bekriegen, und man hat bereits den Erfolg der ersten Schlacht gesehen, die dieser Kaiser wider ihn verloh.

Nurengzeb hatte nunmehr alle Unruhen in seinem Reiche dadurch gestillt, daß er zweien von seinen Brüdern erdroffeln ließ; seinen Vater Scha: Zeha richtete er im Gefängnisse durch Gift hin, und besaß nunmehr den Thron in Ruhe, dessen er sich durch seine Schandthaten versichert hatte; dieses hielt er für einen glücklichen Zeitpunkt mit dem Sevagy auf das Neue zu brechen. Er stellte eine zahlreiche Armee auf die Beine, und ließ die abgetretenen Provinzen wieder zurücke fordern. Sevagy wafnete sich gleichfalls, verheerte die Provinz Carnate mit Feuer und Schwert, von da aus ruckte er an den Fluß Quichena, ging ohne den geringsten Widerstand über denselben und fiel in die Provinz Condavir ein. Nunmehr fürchtete Nurengzeb das Glück des Sevagy, und ward für allzugroßem Schrecken

† 1660

cken

ken krank. Der Ruf seines nahen Todes erregte in seinen Kindern das Verlangen sich zu empören. Aber, wider alles Vermuthen, ward Aurenghez wieder gesund, verjagte die Anführer, und da seine Krankheit die Armee zerstreuet hatte, warb er frische Soldaten und zog endlich wider den Sevagy zu Felde.

Unterdessen verheerte Sevagy die ganze Gegend zwischen dem Fluß Quichena und der Provinz Condavir. Vor den engen Pässen durch die Gebürge, welche diese Provinz vertheidigen, erschien die Armee des Aurenghez in Schlachtordnung. Sevagy befand sich an der Spitze seiner Soldaten, die damals aus zweymal hundert tausend Maraten und hundert tausend Cipayen bestand (d); allein die Armee des Aurenghez war ungleich stärker, und hatte noch überdies den Vortheil des Platzes; alles war wider den Sevagy, nur seine Herzhaftigkeit nicht; Hier seht ihr

D 4

unsere

(d) In Indien heißt alles Fußvold Cipayen; und die Reuterey Marate,

unsere gemeinschaftlichen Feinde, redete er seine Soldaten an, sie werden euch in Fesseln legen, aber eure Tapferkeit kann sie zerbrechen. Die mogolischen Soldaten fürchteten, ihrer großen Anzahl ohngeachtet, den glücklichen Fortgang, welcher bis jeho alle Unternehmungen des Helden begleitet hatte, wider den sie sechten sollten; und die Verheerungen die seinen Siegen nachfolgten, machten selbst die Unererschrockensten zaghaft.

Seit einer Stunde sahen die Armeen einander an, ohne daß es schien, als ob sich die Truppen des Mogol bewegen wollten; Sevagy machte sich diese Zeit zu Nuße, und schickte hinter einen Berg, der dem Feinde im Rücken lag, und den Nurenghez zu besetzen verossen hatte, unter Anführung eines seiner besten Befehlshaber, ein starkes Corpo Soldaten. Inzwischen beschäftigte er den Feind, und als er aus der Zeit urtheilte, daß das Corpo an dem bestimmten Orte angelangt seyn könne, gab er endlich das Zeichen zur Schlacht.

Der

Der Blitz kann nicht schneller seyn, als der Angriff der Reuterey des Sevagy; er selbst befand sich an ihrer Spitze und munterte sie durch sein Beyspiel auf; es währte nicht lange, so stürzte er sich nebst einigen von seinen Leuten auf den linken Flügel der kaiserlichen Armee; trennte ihn, brachte ihn in Unordnung und richtete ein schreckliches Wetzeln unter ihm an. Drey mal ward Aurengzheb auf seinen Elephanten von dem Sevagy selbst angegriffen, und drey mal mußte er sich zurücke ziehen; in zwischen ruckte das vom Sevagy abgeschickte Corpo hinter dem Berge hervor, und fiel dem Feinde in den Rücken; nunmehr fürchtete der Kaiser eingeschlossen zu werden; er gab das Zeichen zum Rückzuge und überließ seinem Ueberwinder das Schlachtfeld; den größten Theil seiner Bagage, und zwe seiner liebsten Concubinen, die der Armee nachgefolgt waren.

Man kann sich das Wetzeln und die Folgen dieses Sieges leichtlich vorstellen; hundert

und elf tausend Mogole bezahlten ihre Niederlage mit dem Leben, und Sevagy verlor funfzehn tausend Reuter, die sich bey dem Anfange des Treffens allzu unbedachtsam gewagt hatten. Aber oftmal kostet der allervollkommenste Sieg demjenigen der ihn erhält, ohngleich mehr, als der Nutzen beträgt, den er daraus zieht; es sey nun wie ihm wolle, der siegreiche Sevagy wandte sich nach der Seite von Surate. † Diese Stadt vereinigte seit langer Zeit mit den Vortheilen einer weit ausgebreiteten Handlung, einen unermesslichen Reichthum, und dieserwegen hegte der Mogol Achtung für sie. Diesen Ursachen, und weil Sevagy eine starke Contribution haben wollte, hatte Surate seine Annäherung zu danken.

Jedermann weiß, daß Surate an dem äußersten Ende des indischen Meeres, auf der Malabarischen Küste, unter dem ein und zwanzigsten und halben Grade mitternächtlicher Breite liegt. Sie wird vom Taphi besuch-

† 1664 tet.

tet. Dieses ist ein großer und schöner Fluß,
 der einen geräumlichen Hafen daselbst bildet,
 in welchem die größten europäischen Schiffe
 gemächlich einlaufen können. Das Clima ist
 an diesem Orte außerordentlich heiß; allein
 die sanften Regen, welche zu der Zeit daselbst
 fallen, wenn die Sonne am höchsten steht,
 mäßigen die Hitze; und vermindern auch die
 Winde, die zu einer gewissen gewissen Zeit
 wehen. Dieses sonderbare Gemische von
 Hitze und Nässe, hat die Provinz, in wel-
 cher sich Surate befindet, zu dem schönsten
 und fruchtbarsten Lande in der ganzen Welt
 gemacht. Der Reis und das Getraide, welche
 zu der Menge Einwohner, die der Handel in
 diese große Stadt gezogen hat, so nothwendig
 sind, wachsen daselbst im Ueberflusse; desglei-
 chen findet man allhier auch alles, was zu einer
 guten Mahlzeit gehört. Vornehmlich die Eu-
 ropäer, sagt ein berühmter Reisender, wuß-
 ten daselbst sogar die Delicen des Geschmacks
 und der Wohlkust aufzusuchen, denn in diesem
 Stücke

Strücke sind sie viel unglücklicher, als die Indianer, deren Geschicklichkeit sie übertreffen.

Sevagy hatte seit langer Zeit mit dem Gouverneur dieser Stadt, der ein falscher, geiziger und verrätherischer Mann war, einen geheimen Briefwechsel unterhalten; dieser schloß mit dem Befehlshaber der Maraten einen Vertrag, in welchem er versprach, ihm, so bald er erscheinen würde, die Thore zu öffnen. Infolge dieses Vertrages ließ der unerschrockne Sevagy den Kaufleuten und reichsten Einwohnern der Stadt andeuten, daß sie ihm acht Millionen Rupien bezahlen sollten, unter der Bedrohung, wosern man sich weigern werde, wolle er an der Spitze seiner Soldaten selbst erscheinen, die Stadt plündern, und alles mit Feuer und Schwerte verheeren.

Dieser große König war völlig versichert, daß man seinen Antrag verwerfen werde; es geschah auch, und anstatt darüber zu erstaunen, ließ er vielmehr der Stadt den Tag und
die

die Stunde anzeigen, wenn er einrücken werde; und vermöge einer außerordentlichen Kühnheit hielt er auch sein Wort. Doch ehe er in die Stadt trat, schickte er einen seiner vornehmsten Officiere an die europäischen Comtoire, vor die er sich am stärksten fürchtete, und ließ ihnen andeuten, daß sie die Fahnen auf ihren Terrassen ausstecken möchten, wobey er versicherte, daß sie dieses Zeichen vor der Wuth der Soldaten beschützen werde.

Herr Caron commandirte damals ein französisches Comtoir. Dieser kluge Befehlshaber hatte nichts gespart, um das Comtoir vor allen Ueberfällen in Sicherheit zu setzen, und er erfuhr, daß ihm seine Vorsicht sehr nützlich gewesen war; er dankte zwar dem Officier des Sevagy, allein er führte ihn auch zugleich an den Ort, wo die Kaufleute ihre Versammlung hielten, und indem er ihm viele scharfgeladene Canonen zeigte, sagte er zu ihm, daß er zwar der Versicherung des Königes der Maraten
recht

recht gerne glaube; aber sein sicherster Gewährsmann sey seine Artillerie.

Munnehro erschien Sevagy gar balde vor den Thoren der Stadt; der Gouverneur stieg auf einen Thurm, und that, als wolle er sich auf das herzhafteſte wehren, ließ auch einige Canonen auf die feindliche Armee richten; allein, indem er sich der Umstände zu Nutze machte, zeigte er den Einwohnern eine große Mauer, die den Truppen des Sevagy zum Schutze diente, und hinter welcher sie ohne Schaden vorbezzogen. Diese Mauer ließ er niederwerfen, und öffnete dadurch den Naraten die Stadt, die sich das Schrecken, welches sie verursachten, sogleich zu Nutze machten, sich in der Stadt ausbreiteten und die größten Ausschweifungen begiengen. Der siegende Sevagy trug mehr als dreyßig Millionen Rupien aus einer Stadt, die ihm acht Millionen verweigert hatte.

Murenghez war in den engen Pässen von Ladupa überwunden, sein Land den Waffen des

des Iaha-Raga unterworfen, und seine Stadt Surate durch diesen Sieger geplündert. Nunmehr dachte er darauf, wie er seinen ehemaligen Freund besänftigen möchte, und schickte Abgesandte an ihm ab, die wegen des Friedens mit ihm handeln sollten. Der große König empfing sie in der Stadt Surate mit aller Pracht eines großen Monarchen; er tractirte mit einem Kaiser, der sich für den Herrn von Indostan ausgab, als ob er ihm gleich sey; er rühmte seine große Nachsicht, und willigte endlich in dem vorgeschlagenen Frieden ein, jedoch unter der Bedingung, daß er die Plätze behalten dürfe, die ihm Aurengzeb als Vicekönig eingeräumt hatte.

Es ist merkwürdig, daß dieser große Feld, dessen Geschichte ich beschreibe, bey den meisten Unternehmungen, die ihm so viele Ehre brachten, den Vortheil einer großen Anzahl vernachlässigte, und sich nur eines sehr kleinen Theiles seiner Truppen bediente. Als er in Surate einrückte, hatte er nicht mehr, als
zwölf

zwölf tausend Mann bey sich, und in der Stadt waren beynah fünf mal hundert tausend Einwohner, ohne die französischen, englischen und holländischen Comtoire zu rechnen, davon die zwey Letztern durch die Maraten geplündert wurden, und das Erstere alle Vorsicht nöthig hatte, damit ihm kein gleiches Schicksal widerfuhr; gleichwohl verachtete Sevagy diese erstaunliche Menge und kehrte zurücke, ohne daß er einen einzigen Mann verloh.

Während diesen Begebenheiten schickte der König von Golconde, den die Macht des Aurengzeb zu Boden schlug, und dessen Königreich der Kaiser und der König der Maraten wechselsweise zerstückten, an diesem Letztern Abgesandte, um mit ihm einen Frieden zu schließen, der ihm nothwendig geworden war. Sevagy handelte wie ein Souverain, den seine Eroberungen und seine Macht Ehrfurcht erwarben; er empfing von dem Könige von Golconde eine ansehnliche Summe Geld,
Soldaten

Soldaten und Geschütze, und mit diesen belagerte er Singi von neuem, welches sich zum Vortheile des Königes von Dekan entpöhret hatte. Chirkamloudi, welcher im Namen dieses Prinzen daselbst commandirte, schickte dem Sevagy, sobald er ihn unter den Mauern gelagert sahe, die Stadtschlüssel zu; jedoch mit der Bedingung, daß er in dem Königreiche Golconde andre Dienste bekäme. Der Bundesgenosse des Königes der Maraten nahm diese Bedingung an.

Eine so schnelle Eroberung erweckte bey dem Sevagy das Verlangen, sich der Festung Belour zu bemächtigen, die deswegen berühmt war, weil die Könige von Carnate vor Alters ihre Residenz in derselben gehabt hatten. Der Commendant wehrte sich einige Zeit mit gutem Glücke. Sevagy besürchtete die Belagerung möchte sich in die Länge ziehen, er schloß also den Ort ein, und zog mit dreysig tausend Mann Fußvolk und funfzehn tausend Maraten wider Chirkam, den Bruder desjenigen, der

+ 1677 C dem

dem Könige der Maraten Gingi wieder überliefert hatte. Bey seiner Annäherung ergrif Chirkam in der größten Unordnung die Flucht und rettete sich in Outremalour, allwo er gar halbe belagert, und endlich gezwungen ward, die Stadt den Sieger zu öffnen, und ihm alle Plätze zu überlassen, die er im Namen des Königes von Bisapour innen hatte.

Nach allen diesen Siegen hielt es Sevagy für dienlich die Franzosen zu beunruhigen, die damals Pondichery besaßen. Diese Stadt war ohne alle Befestigung, und hatte sich kaum von dem schlechten Zustande ein wenig erholt, in welchen sie die Einfälle der Mauren gesetzt hatte. Die Franzosen hatten Chirkam, den Gouverneur des Königs von Bisapour, mit Geld und einigen Cipayen unterstützt. Nach dem Sevagy die Soldaten, die er vor Baldaour gelassen, durch neue abgelöst hatte, marschirte er auf Pondichery zu; allein die Franzosen, welche damals nicht vermögend waren dem Conquerant zu widerstehen, schick-

ten

ten ihm eine Gesandtschaft entgegen, die ihn drey Meilen von ihrer Stadt antraf. Sevagy war durch diesen Schritt bereits ziemlich besänftiget, und begnügte sich damit, daß er dem Bramen, welcher das Wort führte, einige Verweije wegen des Schutzes gab, den die Franzosen seinen Feinden hatten angezeyen lassen; aber dieser nämliche Brame wußte den Sevagy dermaßen geschickt zu behandeln, daß dieser Held den Franzosen einen Caoul, d. i. eine förmliche Acte zugestand, nicht nur in Pondichery zu bleiben, sondern auch diesen Platz zu befestigen und daselbst Handlung zu treiben; hierzu fügte er noch gewisse Privilegien in Ansehung der Verwaltung der Justiz, und verlangte weiter nichts dargegen, als ein halbes Procent von allen Gütern, die sie ein- oder ausschiffen würden, und das Versprechen, daß sie sich in seine Kriege nicht mengen wollten.

Nachdem diese Unterhandlung geendigt war, richtete Sevagy seine ganze Sorgfalt auf die

Belagerung von Baldaour; und so, wie ihm das Glück beständig günstig war, so erhielt auch Jesho der Gouverneur von dem Könige von Visapour Befehl, mit dem Könige der Maraten in Friedensunterhandlungen zu treten. Der Friede ward zum Vortheile des Letztern geschlossen, und er nahm mit seinen Soldaten den Weg nach Satera.

Nachdem Sevagu in seine Hauptstadt zurück gekommen war, so beschäftigte er sich lediglich mit der Sorgfalt, wie er seinen Kindern ein weitläufiges Reich besetzen, und getreue Unterthanen verschaffen wolle; er hatte die Freude, daß der glücklichste Erfolg alle seine Arbeiten krönte. Der Friede war gründlich befestigt, und er genoß ein seltenes und von allen Krankheiten befreytes Alter. Seine Feinde hegten Ehrerbietung vor ihn, seine Nachbarn liebten ihn, und er war in ganz Indien geehrt. Der Abyssinische Sklave bezahlte gelassen den Zoll der Natur, und hinterließ

terließ den Thron und alle gemachte Eroberungen, seinem Sohne Frannaggy-Naga

Aus diesem kurzen Abrisse der Geschichte des Sevagy, hat man gesehen, wie hoch die Kühnheit und der Muth einen unternehmenden Menschen führen können: er erhob sich aus dem niedrigsten Stande zu der höchsten Gewalt, und vertauschte die Sklaverey gegen den Thron. Höher kann es die größte Anstrengung des Genie, der Beständigkeit und des Heldemuthes ohnmöglich bringen. Inzwischen sind, in despotischen Ländern, dergleichen Beyspiele nicht selten. Man hat gesehen wie ein Tartar in China alle Hindernisse durchbrach, die das Glück zwischen seinen erstern Stand und zwischen den Thron setzte, und sich auf denselben schwang. Nadir-Scha, oder Thamas Kouli-Kan, war eben so vorwiegend, und noch viel glücklicher; nachdem er sich des Königreiches Persien bemächtigt hatte, eroberte er Indien, und überlieferte seinen Kindern einen Scepter, bey welchem sie das

Vorurtheil des Pöbels und der Großen erhielt. Sevagn verdiente alle diese Vortheile und genoß sie auch. Er that mehr, er zog ein abergläubisches und schwaches Volk aus der Veräufung, in die es die Eroberungen und Tyrannen der Mogole gestürzt hatte, und machte es zu Gefährten seines Glückes; er errichtete ein Königreich; erwarb sich die Ehrerbietung der Mauren und Heyden; alles was er vornahm gieng glücklich von statten, und nachdem ihn das Glück, welches alle seine Unternehmungen begünstigte, bis an das Ende der längsten und glänzendsten Laufbahn gebracht hatte, ließ es ihn in dem Schoße des Wohlstandes ruhig sterben.

Sevagn sahe schwarz, und hatte einen langen majestätischen Wuchs; sein Blick war durchdringend und ernsthaft; er besaß die heyden erhabensten Eigenschaften eines Generals, das heißt, er wußte sich Furcht und Liebe zu erwerben. In seinem Lager beobachtete er jederzeit die strengste Mannszucht;

er

er handelte nie partheyisch, und war ganz besonders aufmerksam die Laster zu bestrafen, vorzüglich aber den Diebstahl. Die Martern mit welchen er schwere Verbrecher belegte, bestanden darinne daß er ihnen den Leib öfnet, und geschmolzenes Bley auf die Eingeweide gießen ließ. Man traf nirgends eine bessere Pollicey an, als in seinen Lagern, ohngeachtet sie sich manchmal auf vier Meilen weit erstreckten. Das Verdienst und die Tapferkeit beschäftigte er stets, und suchte alle diejenigen an sich zu ziehen, bey denen er sie entdeckte. Ein holländischer Officier, der einige europäische Soldaten führte, ward von einem zehnmal stärkeren Corpo Maraten angegriffen; ohngeachtet dieser Ungleichheit mußten doch die Maraten die Flucht ergreifen, verlohren einen Theil ihrer Bagage und beynah hundert Pferde; als sie nachmals erfuhren, daß der Officier, welcher durch das Lager ging, dem Sevagh sey vorgestellt worden, so beklagten sie sich bey ihm über den von den Hol-

ländern erlittenen Verlust, und bat, daß er ihnen die Pferde möchte wieder zurücke geben lassen, die sie ihnen abgenommen hatten. Aber Sevagy gab ihnen nicht nur einen Verweiß, daß sie eine so kleine Anzahl in so großer Menge angegriffen hätten, sondern verspottete sie noch über dieses, daß sie sich ihre Pferde hatten nehmen lassen; er ließ nicht allein den Holländern die Pferde, sondern ersuchte auch ihren Commandeur in seine Dienste zu treten, wobey er ihm monatlich hundert Pagoden und die Einkünfte einer Aldee versprach.

Sevagy war 1592 geboren; ward in seinem funfzehenden Jahre verkauft, heyrathete in seinem fünf und zwanzigsten die Wittwe seines Herrn; und während der zwey und siebenzig Jahre, die er nach diesem noch lebte, that er weiter nichts, als daß er die weitläufigen Besitzungen, die er durch seine Tapferkeit erworben hatte, erweiterte und vermehrte; man sieht wenig Beyspiele von Eroberern, die so berühmt und so durchgängig

† a 1617.

gängig glücklich gewesen wären. Sevagy schlug in seinem sechs und siebenzigsten Jahre⁷ an der Spitze seiner siegreichen Armee, den Chirkamloudi; er nahm Singi wiederum ein, wie wir bereits erzehlt haben; er tractirte als Herr, mit dem König von Bisapour, belagerte Baldaour, und verwilligte den Franzosen seinen Schutz, deren Angelegenheiten zu Pondichery damals noch auf gar schwachen Füßen standen. Im Jahr 1687 endigte er seine lange Laufbahn. Alle seine Unterthanen hatten Ehrertietung vor ihn, und er ließ seinen Nachfolgern einen Thron, der von nun an, vor allem Umsturze sicher zu seyn schien. Noch heute zu Tage werden diese Maraten von einem Könige beherrscht, der es sich für eine große Ehre schätzt, ein Nachkömmling des Sevagy zu seyn, und sie entscheiden alle Streitigkeiten zwischen den heidnischen Prinzen und dem Mogol, ja sie erschüttern oftmal den Thron dieses Kaisers, und bedrohen die Hauptstadt seines Reiches. Sie sind darinnen den

E 5 Schweiz

+ a 1668.

Schweizern ähnlich, daß sie, wie jene, verschiedenen Souverainen, die es verlangen, zahlreiche Armeen im Solde geben. Doch muß man auch gestehen, daß sie äußerst gefährliche Bundsgenossen sind: unglücklich ist derjenige, der sie zu Hülfe ruft, und hat kein Geld sie zu bezahlen; denn alsdann setzen sie sein eignes Land in Contribution; ja es geschieht sogar vielmals, daß sie in dem Augenblicke, da man es am wenigsten vermutet, zu den Feinden übergehen. Das sonderbarste ist, daß fast alle Carnatische Könige ihnen Tribut bezahlen müssen.

Zum Beschlusse will ich noch der Art gedenken, mit welcher die Maraten gegenwärtig Krieg führen, und die sie zu den allergefährlichsten Feinden macht. Da der größte Theil ihrer Truppen aus einer außerordentlich behenden Reuterey besteht, so sind sie alle Augenblicke an einem andern Orte, und verursachen die größten Verwüstungen; kaum haben sie die Grenzkstädte eines Landes verbrannt und

geschleiz

geschleifet, so hat man sie auch schon auf dem Halbe. Ihre Evolutionen sind äußerst gefährlich und schnell; eine Armee die sie verfolgt, erreicht sie niemals. Sie durchstreifen und verwüsten vielmals in einem einzigen Tage zwanzig Dörfer. Wenn man sie zu Feinden hat, so bleibt kein andres Mittel übrig, als man muß sich ihrer Schlußwinkel bemächtigen. Uebrigens aber sind die Maraten nichts weniger, als unüberwindlich; und obngeachtet sie nichts von ihrer alten Tapferkeit verlohren haben, so haben sie doch den andern Indianern gelehrt, wie sie ihnen widerstehen müssen.

Sechstes Kapitel.

Ursprung des Mogolischen Reiches.

Tartarn, welche denjenigen Theil der großen Tartarey bewohnten, der am weitesten nach Morgen liegt, brachten unter der Anführung des Temur-Lengue oder Tamerlan die mahometanische

metanische Religion, den Fanatismum und die Knechtschaft nach Indien. Dieser Temur Lengue, den man in tausend unanständigen Brochüren mißhandelt hat, und welchen unwissende Schriftsteller Tamerlan genennet haben, war ein Prinz. Er hatte die Tochter eines Nachfolgers des berühmten Gingsi-Kan geehlicht, welcher die ganze Tartarey despotisch regierte; sein Name Temur-Lengue bedeutete einen lahmen Prinz: diesen hat man in den Namen Tamerlan verwandelt, welcher nichts bedeutet.

Mit eben so weniger Ueberlegung hat man die Etymologie des Namens Mogol untersucht; und sich den Kopf zerbrochen, um einen glänzenden Ursprung für ihn ausfindig zu machen; ohne zu bedenken, daß sich die Völker, des gegen Morgen gelegenen Theiles der Tartarey, Mogole oder Mogule nannten. So sucht man das Wunderbare hervor, um die Geschichte zu schreiben! Welche abgeschmackte Dummheit, einen Prinz verwandelt man

man in einen Hirten, und die Mogole, eine kriegerische Nation, macht man zu einem Haufen elender Landstreicher, welche bloß von ohngefähr Soldaten und Eroberer waren.

Temur-Lengue, der Befehlshaber und Prinz der Mogole, war eben so ehrgeizig wie Alexander und ungleich glücklicher. Er überstieg die hohen Gebürge, welche die Tartarey von Indostan trennen, machte sich die Zwistigkeiten zu Nutze, welche zwischen den Königen, die diesen Theil von Asien beherrschten, obwalteten, überwand einen nach dem andern, und errichtete auf den Trümmern ihrer Throne, das weite Reich der Mogole. Mit diesen Vortheilen war er noch nicht zufrieden, sondern bekriegte die Türkey; man weiß seine Siege und die Gefangennehmung des berühmten Bajazet. Allein man hat nicht wissen wollen, daß er alles gethan hat, die Gefangenschaft dieses Sultans leidlicher zu machen, ja so gar einen Vergleich mit ihm zu treffen. Aber der unüberwindliche Stolz des

des Gefangenen, und die Drohungen wider seinen Ueberwinder zwangen endlich den Tartarischen Conquerant ihn in einen eisernen Käfig einzuschließen. In diesem engen Gefängnisse stieß sich Bajazet, aus Muth und Verzweiflung, daß er von einem Prinzen war überwunden worden, den er verachtet hatte, an den Stäben seiner traurigen Wohnung den Kopf entzwey.

Nachdem Temur Lengue in den neuen Staaten, die der Krieg und sein Muth ihm gegeben, sein Ansehen befestiget und eine vortrefliche Kriegszucht eingeführt hatte, machte er Gesetze, und legte den meisten heidnischen Prinzen, die er aus Staatsklugheit in ihren Provinzen, als Gouverneurs ließ, Tribute auf. Daher kam es, daß man von den äußersten Ende des Vorgebürges Comorin, bis an den Ursprung des Quichena, heidnische Nagas sahe, welche die Königreiche, die ihnen die Natur verliehen hatte, friedlich regierten. Die Polegarden, Bewohner der
Wälder,

Wälber, blieben in ihrer Würde, und Indostan, welches der Macht eines Mogol von der Secte Aly unterworfen war, verharrte bey seinem Glauben, ohne daß das mahometanische Geseze auf seine ihm eignen Sitten einen Einfluß gehabt hätte. Man hatte gesehen wie das unterworfene China seinem Ueberwinder Geseze gab. Indostan that zwar dieses nicht, allein es kann unter die Anzahl seiner Vortheile wenigstens das Vorrecht zehlen, daß es sich einen Beschützer und keinen Herrn erworben hatte. Es fehlt viel daran, daß unser Europa diese Nuße gekannt hätte.

Alexander war mit seinen siegreichen Waffen bis nach Persien und Indostan gekommen; mit seinem Tode erhielten alle Staaten, die er erobert hatte, entweder ihre alte Freyheit wieder, oder wurden unter die Befehlshaber seiner Armee vertheilt, die sich derselben bemächtigten, und einander wechselsweise zu Grunde richteten; dieser Colosse von Macht und Ansehen zerfiel mit dem Leben desjenigen,
 der

der ihn errichtet hatte. Temur-Lengue war weiser, er versicherte seinen Nachfolgern ein weitläufiges Reich, welches, anstatt zu zerfallen, sich bis auf den heutigen Tag vergrößert hat. Gleichwohl waren die Söhne des Temur-Lengue keine Eroberer, und der große Theil derselben überließen sich allen Vergnügungen, die sie umgaben; diese prächtigen Kaiser vertrieben sich die Zeit in Serails, in die man, mit großen Kosten, die Schönheiten der ganzen Welt versammelte.

Inzwischen besetzten verschiedene Königreiche, nebst denjenigen die Temur-Lengue erobert hatte, z. E. Candoar, Golconde und Dekan, die Macht der Mogole in Indostan auf immer; man sah eine Menge asiatische Prinzen, die ihre stolzen Stirnen vor den Mogolischen Kaisern beugten, und ihre hochmächtigen Gesetze annahmen. Unter der Regierung dieser neuen Herren ward eine neue Politik eingeführt. Keiner von diesen ehemals so reichen Unterthanen, konnte ferner
hin

Sin etwas Eigenthümliches haben, und alle Reichthümer, die sie mit so vieler Gefahr aufgehäuft hatten, kehrten nach ihrem Tode in den Schatz des Kaisers zurücke. Da also diese Despoten Reichthümer auf Reichthümer häuften, so verewigten sie in ihren Abkömmlingen dies Vermögen andre Völker zu unterwerfen; und, was noch mehr ist, man gewöhnte sich an diese übertriebene Autorität und erduldere sie, ohne sich darüber zu beklagen.

Ohngeachtet die meisten Nachfolger des Tesmur-Lengue äußerst schläfrig waren, so vermehrten doch die Umstände, einige Revolten, und vornehmlich die innerlichen Kriege, welche diesen schönen Theil Asiens verwüsteten, die Provinzen des Reiches ohnaufhörlich; Nach und nach wurden die Königreiche, von denen sie waren abgerissen worden, zu schwach, als daß sie sich dem Fortgange dieser Eroberer hätten widersetzen können, und wurden endlich, als Provinzen, von Vizekönigen regiert, die der Kaiser ernannte.

F

Auf

Auf diese Weise wurden die Königreiche Dekan, Bisapour und Carnate, welche gegenwärtig Provinzen des Reiches sind, bereits unter der Regierung des Scha-Zeha erschüttert; Aurengzeb sein Sohn eroberte diese Provinzen, und würde einer der größten Mogolischen Kaiser gewesen seyn, woserne ihm die Grausamkeit gegen seinen Vater und gegen seine Brüder, nicht einen ewigen Schandfleck anhielte.

Unter der Regierung des Scha-Zeha und seines Nachfolgers des Aurengzeb, sahe man in Indien einen neuen König aufstehen, und einen Staat errichten, dessen Macht den Mogolischen Kaisern auf ewig fürchtbar ist; dieser Zaum, welchen der Ehrgeiz und das kühne Genie des Sevagy, dem Despotismo dieser, über ihre Eroberung so stolzen Muselmänner, anlegte, hat nicht wenig darzu beygetragen, in der Halbinsel und in den Provinzen Cudupa und Condavir einige Prinzen unabhängig zu erhalten, die noch jetzt die Staaten besitzen,

besitzen, die sie von ihren Vorfahren bekommen haben; dieses sind aber auch die einzigen Vortheile, welche diesen Prinzen übrig bleiben, und sie müssen sie so lange durch einen jährlichen Tribut erkaufen, bis sich etwa eine glückliche Aenderung ereignet, welche Indostan diejenige Freyheit wieder giebt, die dieser Herrliche Welttheil in seinen schönen Tagen genossen hat.

Siebentes Kapitel.

Ursachen der Politik des Groß-Mogol, in Ansehung der indianischen Religion.

Ich habe gesagt, daß die Mogole, ohne geachtet der Eroberungen, die ihnen Indien unterwarfen, sich dennoch den vielen verschiedenen Lehrsätzen, welche die Indianer bekennen, nicht widersezten. In diesen weitläufigen Ländern genießen alle Nationen eine

freye Religionsübung; und man findet in denselben drey und siebenzig verschiedene Secten, die sich ganz ruhig ihren Grillen und ihrem religiösen Lehrgebäude, überlassen; die Muselmänner sind unter einander lange nicht so tolerant; sie begegnen allen denen, die nicht zu der Secte des Ali gehören, mit der äusersten Verachtung, und sehen gleichwohl ganz gleichgültig, wie der Brame, der Feind alles Blutes vergießens, den Parier mit Abscheu betrachtet, welcher einen Ochsen zu seiner Nahrung schlachtet. Diese Ruhe ist eine Folge der Staatsklugheit der Kaiser, die sich von der Frömmigkeit der heidnischen Unterthanen einen Tribut zahlen lassen, welcher wenigstens den dritten Theil ihrer Einkünfte ausmacht.

Die Zeiten der Abgötterey gebahren eine Menge Götter, die man, nach Erforderntz der Umstände, anbetete. Ein Held, ein Gesetzgeber, ein in seinem Lande berühmter Mann, ward nach seinem Tode vergöttert; man errichtete ihm Altäre, man stellte ihm zu Ehren Opfer

Opfer an, und dieses vielfältig erst ein Jahr-
hundert nach seinem Tode, wenn das Wun-
derbare in den dichterischen Lobeserhebungen,
die Stelle, der sehr natürlichen Handlungen
desjenigen Menschen eingenommen hatte, den
man zu der Würde eines Gottes erhob. Aber
die Zahl dieser Götter, welche die Unwissen-
heit und die Abgötterey gebahren, kam der
großen Menge Gottheiten, die man in In-
dien anbetet, noch lange nicht bey; es schei-
net, als hätten die Einwohner dieser Länder,
welche noch jezo in der tiefsten Unwissenheit
stecken, alle Götter geerbet, die in den aller-
ältesten Zeiten von allen Völkern angebetet
wurden. Man zählet deren drey hundert und
dreyßig Millionen; und so vielen sind auch
Altäre und Tempel erbauet, allwo sich der
Aberglaube täglich beifert Opfer zu bringen.

In allen Provinzen des mogulischen Reiches
findet man Tempel, die wegen dieser oder je-
ner Tugend und Kraft berühmt sind; da ist
kein einziges moralisches oder physisches Be-

dürftniß, welches nicht seinen Beschützer hatte; hier beten die Malabaren den Wisinon an, welcher durch die Stärke seiner Macht die Erde von den Riesen befreyte, und bitten ihn um Beystand wider ihre Feinde. Dem Nutrem wird unter dem Bilde des Maheden oder des Lingam geräuchert. Die Bramen, die sich nothwendig zu machen suchen, verkündigen dem Prinz, der sich zu ihrer Lehre bekennt, Strafen in einem zukünftigen Leben, denen er nicht anders entgehen kann, als wenn er dem Jagam opfert. Diese unwissende und stolze Secte steckt voll Verrügereyen, durch die sie ihren Kenntnissen einen neuen Glanz, und der unformlichen Vielgötterey, die sie erdacht hat, etwas erhabnes Wesen zu ertheilen gedenket.

Unter dem Schutze dieser Gaukeleyen vermehrt der mogolische Kaiser seine Einkünfte; gewisse dazu verordnete Bediente empfangen die Pilgrimme, welche der Ruf des Abgottes aus allen Enden Indiens herbeiführt, und erheben einen Tribut von ihnen, der sich nach dem

dem Stande des Fanaten richtet, der seinen Gott anzurufen kommt. Auf der andern Seite arbeitet die Policiey mit der Nothdurft gemeinschaftlich an der Abschaffung verschiedener barbarischen Gebräuche; hierunter gehört auch derjenige, welcher die Wittve eines Braamen oder Malabaren zwang, sich auf den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes zu verbrennen; ein Gebrauch, von welchem man selten ein Beyspiel sieht, und der auch nirgends beobachtet wird, als in den Staaten, die von heidnischen Prinzen regiert werden.

Ein anderer politischer Grund von der Toleroanz der mogolischen Kaiser, liegt in dem Eifer der Fanaten, für ihre alten Vorurtheile; man hat gesehen, wie geschickt sich der glückliche Sevagy des Hasses bediente, den die Mauren den Indianern durch den herzhafte[n] Despotismus, den sie wider sie ausübten, eingefloßt hatten. Durch dieses Hülfsmittel schwang er sich weit über die Sphäre, in welche ihn seine Unglücksfälle gesetzt hatten; errichtete

eine neue Monarchie, und erhielt seinen Nachkommen und ihren Unterthanen die erworbene Freyheit. Ja, selbst heut zu Tage bedienet man sich desselben, in den Unterhandlungen mit den Maraten, jederzeit mit dem größten Glücke.

Achtes Kapitel.

Von den Pagoden, den Pandaronen,
und den Sakiren.

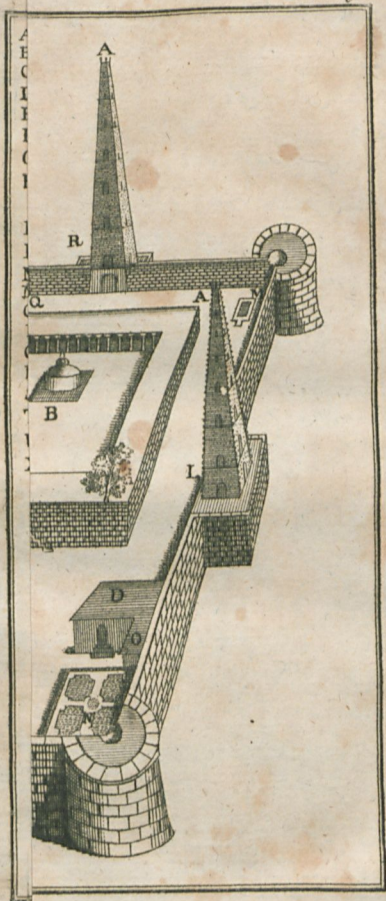
In unserm Europa vermengt man alles mit einander. Ein Schriftsteller reiset in seinem Cabinette; er zieht oftmals einen unwissenden und betrognen Reisenden zu Rathe; trägt seine Arbeit in die Buchdruckerey, und zufrieden mit sich selbst, glaubt er eine richtige Erklärung der Dinge geliefert zu haben, da er doch vielmals bloß Irthum auf Irthum gehäuft hat. Verschiedene Schriftsteller haben von den Pagoden der Indianer geredet, von diesen
Denk,

Denkmälern und Meisterstücken des menschlichen Fleißes, die man der Abgötterey errichtet hat, und sie haben sie mit den Tempeln verwechselt, da sie doch weiter nichts, als ein bald mehr, bald weniger nothwendiger Putz derselben sind. Wenn ein Indianer, von der coromandelschen Küste, in Europa reißte, und nachdem er unsere Glockenthürme gesehen hätte, bey sich zu Hause von unsern Kirchen wie von Glockenthürmen sprechen wollte, und ihnen keinen andern Namen ertheilte, so würde man ihm mit Recht seine Unzuverlässigkeit vorrücken. Indessen begehen wir doch diesen Irrthum alle Tage. Der Tempel eines indianischen Abgottes heißt nicht Pagode; und es giebt so gar viele Tempel die keine haben.

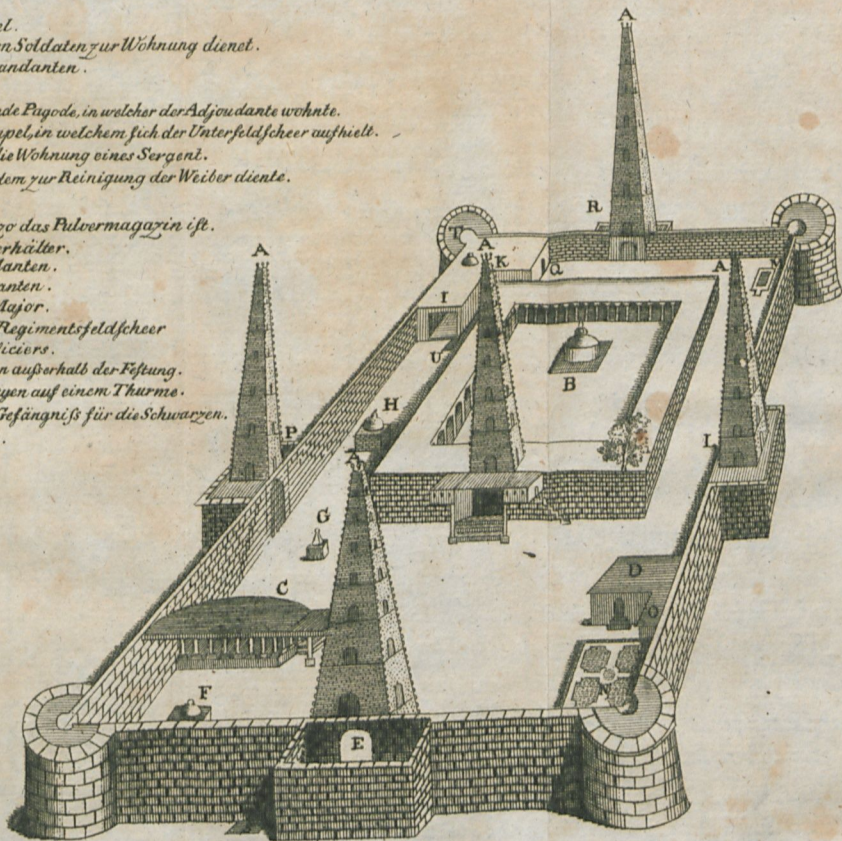
Die indianischen Tempel haben alle einerley Gestalt, und bilden jederzeit ein reguläres langes Viereck; die Thüre geht nach Morgen zu, und giebt dadurch zu erkennen, daß vor diesem der Gottesdienst der Indianer,

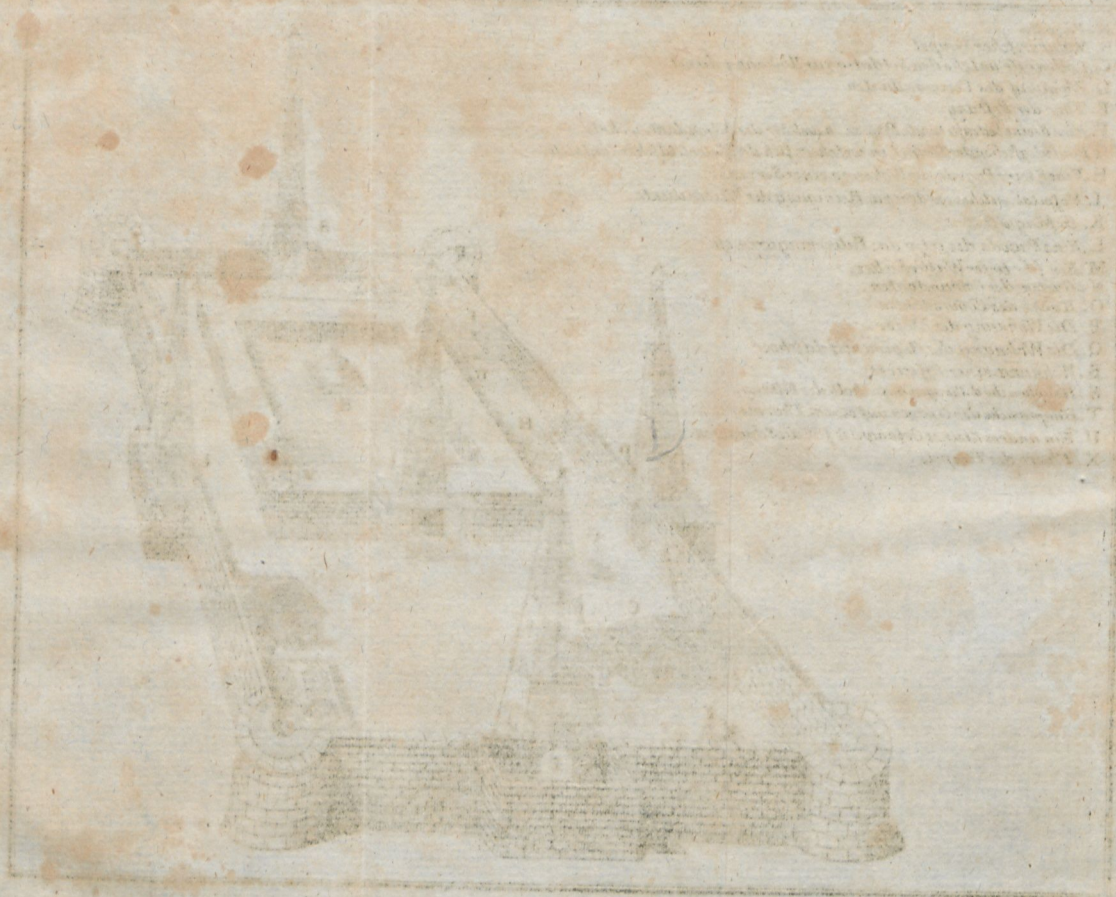
nicht so, wie heut zu Tage, eine Sammlung der allererschrecklichsten Abgötterey war. Alle diese Tempel sind abscheuliche Oerter, und die immerwährende Wohnung der Fledermäuse. Sie empfangen ihr Licht durch die Thüre; das heißt, es herrscht eine beständige Dunkelheit in denselben, welcher man durch eine große Anzahl Lampen abhilft; allein der Rauch derselben, und der üble Geruch von den Thieren die den Tempel bewohnen, macht diese Oerter zu finstern und äußerst ekelhaften Plätzen. Der Abgott, welchem der Tempel geheiligt ist, stehet auf einer Art von einem Altare, und ist beständig mit einer dicken, schwarzen und fetten Rinde überzogen. Hieran aber sind die Opfer schuld, die man ihm bringt. Diese bestehen gemeiniglich aus Mantegue (a), aus Del, und aus Feldfrüchten. Damit nun der Abgott von diesen Geschenken gleichfalls seinen Theil bekommen möge; so beschiert

(a) Mantegue ist geschmolzene Butter. In Indien hat man keine andere.



- A. Pagoden
 B. Malabarischer Tempel.
 C. Colonnade welche den Soldaten zur Wohnung dienet.
 D. Wohnung des Commandanten.
 E. Thor der Fistung.
 F. Eine kleine ledigstehende Pagode, in welcher der Adjouante wohnte.
 G. Ein ledigstehender Tempel, in welchem sich der Unterfeldscheer aufhielt.
 H. Eine kleine Pagode, die Wohnung eines Sergent.
 I. Hospital, welches ehemals zur Reinigung der Weiber diente.
 K. Gefängniß.
 L. Eine Pagode, die jetzt das Pulvermagazin ist.
 M. Ein sehr tiefer Wasserhäller.
 N. Garten des Comandanten.
 O. Küche des Comandanten.
 P. Die Wohnung des Major.
 Q. Die Wohnung des Regimentsfeldscheer
 R. Wohnung eines Officiers.
 S. Hauptwache d. Cipagen außorhalb der Festung.
 T. Hauptwache der Cipagen auf einem Thurme.
 U. Ein andres kleines Gefängniß für die Schwarzen.
 X. Thüre des Tempels.





- A. ...
- B. ...
- C. ...
- D. ...
- E. ...
- F. ...
- G. ...
- H. ...
- I. ...
- K. ...
- L. ...
- M. ...
- N. ...
- O. ...
- P. ...
- Q. ...
- R. ...
- S. ...
- T. ...
- U. ...
- V. ...
- W. ...
- X. ...



Handwritten text in a rectangular frame, likely a list or index, with some faint illustrations or diagrams below the text.



schmiert ihn der Pandarone, welcher opfert,
mit diesen fetten Dingen.

Die Tempel haben verschiedene Enceinten. Die erstere besteht aus einer starken Mauer, die von festen gehauenen Steinen verfertigt, und oftmals mit runden Thürmen, oder mit Tambours flankiret ist; man wird dieses am besten aus der hier beygefügtten Abbildung sehen können, welche einem Tempel vorstellt, und zu Verdachelon abgezeichnet ist. Die zweyte Enceinte ist diejenige, welche den Tempel umgiebt, und mit demselben durch ein Vestibulum zusammenhängt, welches schöne steinerne Säulen unterstützen, die menschliche Figuren vorstellen. Vorzüglich bewundert man die schöne Colonnade zu Chalambron. In dem Innersten der zweyten Enceinte steht man Nischen, welche durch gewisse an den Mauern der Enceinte befindliche Scheidewände gebildet werden; in diesen Nischen findet man die verschiedenen Eigenschaften des Gözen, welche gemeinlich sehr zahlreich sind.

Die

Die Pagoden sind diejenige Art Pyramiden, die sich auf den vier Ecken der ersten Enceinte erheben, und sind bis gegen 300 Fuß hoch; ihre Gestalt ist viereckicht und die äußerlichen Zierrathen derselben, sind würdig die Geduld und den Fleiß der Morgenländer auf ewig berühmt zu machen. Diese Zierrathen stellen die Thaten vor, wodurch das Gözenbild die Ehre der Vergötterung verdiente, und sind im Stein eingehauen. Die zu Verdachelon enthalten die verliebte Geschichte des Nutrem, welchem der Tempel geweyhet ist. Es kann nichts anstößigers und ungebührlichers gefunden werden, als diese Figuren; aber man wird auch schwerlich bessere Zeichnungen antreffen. Die Säulen stellen beynabe das nämliche vor, und sind auch eben so gut gemacht; das Uebrige aber, was die Bildhauerkunst nicht leisten konnte, ersetzt die in der Gallerie befindliche Mahlerey al Fresco.

In dem Raume zwischen der ersten und zwothen Enceinte stehen verschiedene kleine Pagoden





goden und kleine Tempel, die entweder den geringern Handlungen des Götzens, oder auch denjenigen Personen gewidmet sind, welche die Ehre genossen, bey seinen Thaten zugegen zu seyn, und dadurch eines kleinen Theiles seines Ruhmes theilhaftig wurden.

In dem Spitale findet man die Geschichte der dritten Verwandlung des Wisnou, deren Gegenstand Nutrem war; die Mahlerey al Fresco gehört unter die Meisterstücke, die ich von dieser Art in Indien gesehen habe. Hauptsächlich aber ist unter den vielen Figuren, die daselbst vorgestellt werden, und in der Draperie eine unvergleichliche Ordonanz beobachtet, deren sich keiner unserer größten Meister schämen dürfte.

Ein eilfmonatlicher Aufenthalt zu Verdache-
Ion hat mich im Stande gesetzt einen Theil der Religionsgebräuche dieser unglücklichen Sklaven der Abgötterey kennen zu lernen; Ich habe zween Umgänge daselbst gesehen, die sie Aya-Praxi, oder das große Fest nennen.

Der

Der Götze Nutrem befand sich auf einen ungeheuern Wagen, der 52 Fuß hoch war, und 16 Räder hatte, deren Speichen einen Fuß lang waren. Die Länge des Wagens betrug achtzehn Fuß, und die Breite neun Fuß. Diese schwere Masse zogen beynahse tausend Indianer, die Paarweise an ein Seil ange-spannt waren, welches die Stärke des größten Ankertaues hatte. Man hatte mir gesagt, es fänden sich bey diesem Umgange oftmals unglückliche Fanaten, die sich unter die Räder des Wagens wüfren, und von der Last ihres Gottes zerquetschen ließen. Ich meines Theils habe bloß einige Malabaren gesehen, die sich dem Wagen hinten nach wälzten, aber zu klug waren, als daß sie sich hätten zerdrucken lassen.

Die Pandaronen, oder Bramen waren in großer Anzahl dabey und verrichteten ihr Amt; mein Autor versicherte mich, ehe die Europäer zu dem Besitze des Forts gelanget wären, hätten sich sechzig Bramen daselbst befunden,

funken, deren Verrichtung darinne bestanden, die Pilgrimme zu empfangen, ihnen eine gewisse Composition auf die Stirne zu streichen, die Töchter der Secte, oder Caste der Metallarbeiter zu verheyrathen, und drey Tage und drey Nächte bey ihnen zu bleiben; den Abgott anzupfeuen; und die Einkünfte von Werdachelson, nebst den Geschenken oder Opfern der Pilgrimme in Empfang zu nehmen. Seitdem die Europäer in dem Orte sind, trift man bloß fünf oder sechs Greise daselbst an, welche die Keiulichkeit in demselben erhalten müssen.

Die Bramen sind die vornehmste Caste der Indianer; sie wollen aus dem Kopfe des Drama entsprungen seyn, und bloß derowegen sind sie strenge Beobachter der Gesetze der Seelenwanderung, und gebohrne Opferpriester aller übrigen Casten oder Secten; dieses ist der einzige Fall, in welchem ich den Vater Voucheur, in seiner Vergleichung der Juden mit den Indianern, einigen Anschein des Rechtes zugestehen kann: denn die Leviten der Hebräer

Hebräer haben allerdings, im gewissen Betracht, mit der Caste der Bramen bey den Indianern einige Aehnlichkeit. Wenn sich die Bramen dem Dienste ihres Amtes überlassen, einige Verrichtungen in den Tempeln haben, oder mit einer gewissen Pagne bekleidet gehen, die eine schmutzig-gelbe Farbe hat, alsdann sind sie Pandaronen; alsdann gehet die Ehrerbietung der andern indianischen Casten bis zur Anbetung, und ihr Amtsstolz ist so übertrieben, daß sie ganz unerträglich werden.

Der Stolz der Pandaronen ist übertrieben; allein demohngeachtet scheint er ganz geringe zu seyn, wenn man ihn mit den Forderungen der Fakire vergleicht; dieses sind Büßende die unter Zelten und vom Almosen leben. Ein Fakir grüßet niemals, danket auch Niemanden, und selbst dem Könige nicht; alles was ihnen beliebt, fordern sie mit Stolge; nehmen es mit Verachtung an; bedanken sich nie, und haben das grausame Vorrecht, daß ihnen kein Mensch etwas

etwas abschlagen darf; daher erblickt man auch diese Blutigel Judiens täglich im Ueberflusse; und oftmals treiben sie die Grausamkeit so weit, daß sie armen unglücklichen Wittwen den nothwendigen Lebensunterhalt rauben, als welche gezwungen sind, ihnen dasjenige zu überlassen, was sie von ihnen zu verlangen, sich die Mühe genommen haben.

Diese Fakire sind gemeiniglich große Charlatane, und besitzen ziemlich weitläufige Kenntnisse in der Kräuterwissenschaft. Desgleichen verfertigen sie einen kleinen Stein, welcher ein bewährtes Mittel wider den Biß giftiger Thiere, vorzüglich aber der Schlangen ist; jedoch muß man sich versehen, daß man nicht betrogen werde, als welches unausbleiblich geschiehet, wenn man ihn, ohne vorher zu probiren, kauft. Desgleichen sind sie auch wegen des Wecherspieles berühmt, und verstehen die Kunst das Auge zu hintergehen, obgleich besser, als die europäischen Taschenspieler. Sie tragen eine große Menge falscher Haare auf

G

dem

dem Kopfe. Diese ordnen sie mit ihren natürlichen Haaren auf eine ziemlich sonderbare Art, und mengen so viele darunter, daß ihr Kopf noch einmal so groß wird, als er von Natur ist. Unter den Fakiren befinden sich die Büßenden von Lingam; diese gehen beständig nackend, und die unfruchtbaren Weiber kommen und küssen ihnen mit vieler Ehrerbietung die Zeugungsglieder; ein entsetzlicher Mißbrauch des Aberglaubens, welcher, als ein mächtiger Beschützer, alles erhebt, was die Sinnen rührt.

Neuntes Kapitel.

Von den Bayadaren.

Nachdem ich von den Pagoden, den Pandaronen und Fakiren geredet habe, so muß ich auch der Begonien gedenken, die man durch die Corruption des portugiesischen Wortes Baya, welches eine Tänzerinnen heißt, auch Bayadaren nennet. Diese Mägden sind
größ

größtentheils Waisen, die sich öffentlich Preis geben, und unter der Aufsicht des Pandaron, des Obersten im Tempel, eine Gesellschaft ausmachen. Sie haben gemeiniglich einen alten Malabaren bey sich, dessen Verrichtung darinne besteht, daß er mit solchen kühfernen Becken, dergleichen sich die europäischen Soldaten seit einigen Jahren zu ihrer türkischen Feldmusik bedienen, den Tact schlägt. Dieses Instrument heißt in Indien Tam, und derjenige, welcher den Tact schlägt, muntert beständig zum Tanze auf, indem er in dem nämlichen Tone Tam darzu singt; dieses wiederholt er unaufhörlich, aber bald mit mehrerer bald mit wenigerer Action, wobey er vom Anfange bis zu Ende, die Lebhaftigkeit der Action immer steigen läßt, so daß die Bayadere, die ihrer Seits, unter dem Tanze, so viel unzüchtiges Wesen ausdrückt, als ihr möglich ist, den Unglücklichen, welcher den Tact schlägt, und sein Tam darzu singt, vielmals in den abscheulichsten Verzückungen erblickt.

Die Bayadaren sind die schönsten Mägdchen, die in Indien zu finden sind; und da ihre Einnahme unermesslich ist, so gehen sie stets kostbar gekleidet; die Meisten tragen auf zwanzig tausend Rupien an Golde, Silber und Edelsteinen an sich; gemeiniglich sind ihre Haare schön ausgekämmt und in dicke und lange Zöpfe geflochten, die ihnen bis auf die Hüften herabhängen; an dem Ende dieses Zopfes hängt eine goldne Eichel, die massiv genug ist, sie unter dem Tanze zu beschwehren. Vor der Stirne haben sie eine goldne Platte, von der Größe eines französischen Laubthalers, und so dicke wie ein holländischer Dukaten, die sehr ofte mit Edelsteinen besetzt ist; in dem Knorpel, zwischen den Nasenlöchern, hängt an einem aus goldnem Drathe gefertigten Ringe, eine Perle; und die Manillen, eine Art Bracelette, die sie über dem Knorren, wie auch an dem Vorderarme, tragen, sind aus eben diesem Metalle.

Die

Die Manillen sind aus Gold, aus Silber, oder aus Glas gefertigt; die metallnen sind einer hohlen Wulst ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß der untere Theil, welcher an den Arm liegt, enger ist als der obere; sie werden zusammen gehacket, und sind hohl; vielmals thut man kleine Steine hinein, wie in eine Klapper. Die gläsernen Manillen sind nichts anders, als einzelne Ringe von allerhand Farben, welche die Indianer an den Armen führen. Gemeinlich ist es ihr liebster Puß, und sie tragen wohl zwanzig solche Ringe an einem Arme. Diejenigen, welche sie verkaufen, können die Finger auf eine ganz besondere Art zusammen nehmen, und die Hand kleine machen, um diese Ringe anzustecken, ohne daß sie zerbrechen. Die Weiber legen diesen Puß niemals ab, und gleichwohl sind sie so vorsichtig und geschickt, daß sie ihn eine sehr lange Zeit tragen können.

Der Tanz der Bayadaren ist äußerst unzüchtig, und dabey sehr einfach. Er besteht

darinne, daß sie demjenigen, welchem sie eine Ehre erzeigen wollen, die offenen Hände präsentiren, tactmäßig mit den Füßen stampfen, mancherley Stellungen machen, und mit vieler Geschwindigkeit aus einer Handlung in die andere fallen. Die Bayadaren müssen nicht nur bey den gottesdienstlichen Gebräuchen der Indianer tanzen, sondern auch vor denjenigen, welchen der Kwaldar, oder Pachter der Albee, eine Ehre erzeigt. Durch diese Bayadaren lassen auch diese Kwaldare den Officieren, die zu ihnen kommen, den Nazere oder das Geschenke überreichen. Desgleichen ist dieses auch die vornehmste Ceremonie, welche sie bey dem Empfange ihrer Befehlshaber, oder an ihren Festen, in Ausübung bringen. Es erscheinen sechs bis acht Tänzerinnen, und die vornehmste darunter trägt einen Teller, auf welchem Betel und Krec (a) liegt; mitten auf dem

(a) Betel, dieses wächst auf Ranken. Die Ostindianer vermischen seine Blätter mit Krec,

dem Teller befindet sich der Nazere, der allemal ungleich, das heißt aus eilf Kupien bestehen muß, und nicht weniger als hundert und eilf betragen darf. Will man nicht hundert und eilf Kupien, sondern mehr legen, so wickelt man goldne Pagoden ein, deren jede vier und eine halbe Kupie gilt. Nachdem die Bayadare den Nazere übergeben hat, vereinigt sie sich wiederum mit ihren Gefährtinnen; alsdann läßt sich die Musik hören, und der Tanz nimmt seinen Anfang.

Ohngeachtet des allgemeinen Ursprunges, den ich den Bayadaren ertheile, hat man mir doch noch von einer andern Art Begonien erzählt, die es keinesweges vermöge einer freywilligen Wahl sind. Ohne Zweifel entsinnet man sich, daß es in gewissen Tempeln, vornehmlich in denjenigen, welche dem Nutrem, dem Lingam,

S 4

oder

Uree, welches eine Frucht ist, die der Mascatenmus gleichet, und dieses ist ihr Confect. S. Dän. Mist. Ver. fünfte Continuation.

oder Parayoti zugehören, viele Pandaronen giebt, die gemeinschaftlich beysammen wohnen. Ich habe auch gesagt, daß man mich versichert habe, sie lebten mit jeder Neuvermählten drey Tage und drey Nächte. Aus diesem Umgange entspringt vielmals ein Geschöpfe. Ist es ein Knabe, so kann sich die Mutter, indem sie ihn dem Tempel heiligt, eine Gnade ausbitten, welche sie will; ist es aber ein Mägdchen, so bringt sie es zwar auch nach dem Tempel, aber sie bekommt nichts dafür. Sieht das Mägdchen gut aus, so macht man eine Bayadare daraus, und ihr Schicksal besteht darinne, daß sie sich den Malabaren Preis geben, und bey den vornehmsten Ceremonien im Tempel tanzen muß.

Eine Bayadare kann auf alle Fälle, und sollte sie auch selbst über einer gottesdienstlichen Handlung begriffen seyn, ihre Person keinen Pandaron, Malabaren oder Rajipouts verweigern, und für diese Höflichkeit bekommt sie von ihm weiter nichts, als ein Blatt Betel.

Diese

Diese Mägden stehen in Indien unter öffentlichem Schutze; sie sind geehrt, und genießen die größten Vorrechte, aber sie müssen sich auch nach allen Capricen dererjenigen bequemen, die sie verlangen. Dergleichen Mägden findet man in allen Alleen die etwas groß sind, doch trifft man sie am häufigsten in Städten an, und vorzüglich in den Gegenden der Tempel; es scheint sogar, als wären sie genöthigt ihren Aufenthalt manchmal zu verändern; denn während meines eilf monatlichen Aufenthaltes zu Verdachelon, habe ich drey verschiedene Trouppe nacheinander daselbst gesehen.

Zehntes Kapitel.

Sitten und Character der Indianer.

Die sonderbare Verschiedenheit der Sitten und des Characters der Indianer entsteht von den verschiedenen Gebräuchen, die unter ihren Casten oder Secten eingeführt sind. Nichts

ist einander zuwiderlaufender als die Sitten der Rajipoung und der Malabaren; so wahr ist es, daß die Religion einen Einfluß auf den Character des Volkes hat: Im Grunde ist die Religion bey diesen zwey verschiedenen Secten einerley; aber die äußerliche Gestalt der Religion, und die Lebensart der Rajipoung, stehen der Malabaren ihrer gerade entgegen. Dieser Unterschied befindet sich zwischen allen Casten; aber die kleinen Distinctionen, welche die Meynung der Etnen, von der Meynung der gleich darauf folgenden Caste unterscheiden, sind nicht so auffallend, daß man sie gleich bey dem erstern Anblicke bemerkte. Ich werde mich also bloß begnügen, diejenigen Charactere und Sitten abzuhandeln, die einander gerade entgegen laufen, und die Malabaren von den Rajipoung unterscheiden.

Ein Europäer, der nach Indien kommt, und ohne Vorurtheil den Character und die Sitten der Malabaren untersucht, kann sich nicht enthalten diese Secte zu bewundern, und
sogar

sogar hoch zu schätzen. Dieses findet auch bey der Caste statt, welche in ihren Meynungen von den Malabaren nicht allzustark abweicht. Man findet nirgends- so viele moralische Tugenden, und so vielen Aberglauben und Abgötterey, so viele Sanftmuth und Leutseligkeit, und so viele Schwäche mit einander vereinigt. Ihre Lehrsätze unterscheiden sie von allen benachbarten Völkern, aber ihre Barmherzigkeit, und die Art mit welcher sie die Gastfreyheit ausüben, macht sie zu den Brüdern aller derer, die um sie herum wohnen. Sieht man sie auf dem Lande die ihnen angewiesenen Felder ruhig bebauen? Sie begehren nichts höhers; sie sind unempfindlich bey der Pracht derer, die an den Höfen leben, und die Ruhe ihrer Seelen stöhret nicht das Geringsste; sie sehen mit Gleichgültigkeit das Glück und den Umsturz desselben; aber das unter dem Grase versteckte Insect findet an ihnen Beschützer, die sein Leben schonen, und sich ein Verbrechen daraus machen würden, wenn sie

es unter die Füße träten. Diese Sanftmuth erstreckt sich auch auf die Unglücklichen, die vom Almosen leben müssen. Kurz man könnte von dieser Caste sagen, daß sie noch in dem goldnen Zeitalter der Dichter lebe. Die Malabaren streben weder nach Titeln, noch nach Ehrenstellen, und würden ein Reich ausschlagen, welches sie aus dem arbeitsamen und ruhigen Zustande zöge, in welchem sie sich befinden.

Allein mitten unter diesem sanften Volke, welches die Gesetze der Leutseligkeit und Menschlichkeit so außerordentlich befolgt, finden sich wiederum andere, welche, ohngeachtet sie zum Theil die nämlichen Lehrsätze bekennen, und hauptsächlich die Seelenwanderung statuiren, sich dennoch einen Zeitvertreib aus der Zerstörung machen. Dieses ist die Caste der Rajipouz, der Cipayan, oder der Maraten; diese sind lauter wilde Thiere, welche mitten unter denjenigen wohnen, die die Sanftmuth von allen andern unterscheidet. In Friedenszeiten überlassen sich die Rajipouz der Politik,
 sie

sie cabaliren unter sich, und jeder machet Entwürfe zu des Andern seinem Verderben; ein schlechter Cipaye zieht einige seiner Cameraden an sich, schwingt sich nach und nach in die Höhe, und wird gar balde ein gebietender Tyranne, welcher ihre Felder verwüstet, die Aebden ansteckt, und in die von Soldaten entblößten Provinzen, die Verwüstung, die Plünderung und den Tod bringt. Im Kriege sind sie grausam. Man hat gesehen wie die Maraten in die Provinz Carnate alle Grausamkeiten brachten, die die Wuth zur Verwüstung eines Landes, erfinden kann; wie sie das Land verheerten, und mit eisernen Stühlen den Einwohnern solche Martern zufügten, die alles dasjenige weit übertrafen, was man jemals in dieser entseßlichen Art erfunden hat. Sie setzen das unglückliche Opfer, welches in ihre Hände fällt, auf einen solchen Stuhl, befestigen es mit Ketten auf denselben, und stellen den Stuhl über einen großen Haufen glühender Kohlen, bis endlich der Schmerz

den

den Elenden nöthigt, den Ort zu entdecken, wo er seine Reichthümer hat; oftmals lassen sie ihn unter Martern sterben, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann. Wer sollte es wohl glauben, daß diejenigen, denen die Maraten so viele Martern anthun, die nämlichen Völker wären, mit welchen sie die Natur und der Glaube vereinigen?

Eine andre Caste, deren Wuth nicht weniger schrecklich ist, ist zuverlässig diejenige, welche der Ehrgeiz und der Stolz auf einige geringe Kenntnisse von den übrigen Casten unterscheiden. Ich meyne die Bramen, die man so vielmals mit den alten Brachmanen verwechselt hat, aber sie besitzen weder ihre Weisheit, noch auch ihre Einsichten. Die Bramen sind in den Besitz die andern Secten zu unterweisen und mißbrauchen beständig das Recht, dessen sie sich angemacht haben, die Mittelsperson zwischen dem Volke und dem Brama zu seyn, indem sie diesen abgeschmackten Götzen alles in dem Mund legen, was ihnen

ihnen beliebt. Wenn auch gleich die Maras-
ten, die Provinzen mit gewasener Hand ver-
heeren, so lassen sie doch wenigstens den Ge-
brauch der Flucht; aber die Bramen richten
ungleich mehr Uebels an, nur machen sie es
auf eine feinere Art. Sie sind es, welche
diese grausamen Gesetze erdachten, die eine
unglückliche Wittwe aus ihren Mitteln zwan-
gen, sich auf dem Scheiterhaufen ihres ver-
storbenen Ehemannes zu verbrennen. Wenn
sie etwas sehen, welches ihre natürliche Ver-
gehrlichkeit erregt, so setzt sie sogleich ein vor-
geblicher Götterauspruch in den Besitz des-
selben. Es wäre ein abscheuliches Verbrechen
ihnen etwas abzuschlagen. Die reichsten Ge-
schenke, die allervollkommensten Genugthuun-
gen könne keine, einem Bramen zugesetzte,
Beleidigung versöhnen. Oftmals sind die
ganzen Familien der Schuldigen mit in ihre
Strafen eingestochten und müssen große Sum-
men bezahlen, um sich davon zu befreien.

Doch

Doch ich werde anderwärts Gelegenheit finden, von dieser ehrföchtigen Caste zu reden.

Ferner findet man unter den Indianern eine absonderliche Caste, deren Gedenkungsart von den andern ihrer, äußerst verschieden ist, und deren Sitten allen andern indianischen Casten gerade entgegen stehen; Sie verfertigen eine gewisse Art Schuhe, die man Babochen (a) nennet, und bey ihren Ehen lassen sie keine Grade der Verwandtschaft gelten. Oftmals folgt die Tochter ihrer Mutter nach, und wird die Ehefrau ihres Vaters; und dieses kann sie niemals ausschlagen. Uebrigens ist diese Caste eben so friedfertig wie die Malabarische, und diese Sanftmuth würde beyde Casten ganz gewiß mit einander vereinigen, woferne die Letztere irgend eine Art der Vereinigung mit einer andern Caste erdulden könnte. Doch dieses Vorurtheil ist allen Casten

(a) Babochen sind spitziige Schuhe, welche weder Quartiere noch Absätze haben, und den Pantoffeln ziemlich gleich kommen.

sten gemein, und trennet sie auf ewig von einander.

Die Parier, eine weggeworfne und zu den allerniedrigsten Berrichtungen verdamnte Caste, bildet noch eine von diesen seltsamen Verschiedenheiten, die man so häufig in Indien antrifft. Diese Unglücklichen, die dem öffentlichen Abscheue überlassen sind, können nicht einmal bey andern Menschen wohnen. Die Parier müssen sich in elenden Hütten, hundert Toisen von den Häusern der andern Casten aufhalten; ihre Arbeiten bestehen darinne, daß sie für die Europäer Schuhe verfertigen, und ihre Nachrichter sind; Sie gärben das Leder, welches sie brauchen, und schlachten das Vieh, welches die Europäer genießen. Diese letztere Beschäftigung macht sie zu dem Abscheu aller Indianischen Casten. Kein Brame, oder der geringste Malabare, würde sich von einem solchen Unglücklichen anrühren lassen; Dieses wäre eine unerhörte Profanation,

§

tion, welche über den Entzweyter viele Büßungen und vieles Unglück ziehen würde.

Wer sollte es inzwischen glauben, daß, ohngeachtet dieses Unterschiedes in den Meynungen, alle Casten einerley Glaubensbuch hätten, welches nicht nur den Rang einer jeden Caste anzeigt und auf ewig feste setzt; sondern auch jedem besondern Gliede derselben, den Geist der Religion, die es bekennet, und die Lehrsätze, die es befolgen soll, eindruckt? Es ist in dem Vedam, oder in der Erklärung dieses Buches, wo man die Geschichte der Dinge, die ersten Elemente der Materie, und die verschiedenen Gebräuche findet, die die Casten von einander unterscheiden. In eben diesem Buche findet man den Ursprung aller dieser Secten, deren eine jede so stark für sich eingenommen ist, daß sie demjenigen, was sie unter einander vereinigen könnte, unübersteigliche Hindernisse entgegen setzt. Desgleichen hat der Verfasser, in dem Vedam, die sonderbare Geschichte des Vrama aufgezeichnet, als
von

von welchem alle Casten einen Ursprung haben sollen, welcher viele Indianer ziemlich unglücklich und beklagenswerth macht, woferne das Vorurtheil, welches ein Jedes von sich hegt, das Unangenehme ihres Zustandes nicht verbesserte.

Dieser Unterschied in dem gesellschaftlichen Systeme, hat vieles darzu beygetragen, den Mogolen die Eroberung Indiens zu erleichtern. Diese Tartarn fanden bey vielen Casten so viele Gleichgültigkeit gegen die Erhaltung ihrer Freyheit; wiederum bey andern, so vieles Mißtrauen; und bey derjenigen, die sich ihnen widersetzte, so wenigen Widerstand, daß das Land gar balde unter das Joch gebracht ward. Man kann in der That, die Menge Vertheidiger, welche Indien bey dem Einfalle der Mogolen hatte, nicht ohne Erstaunen ansehen, wenn man sie bloß von Seiten der Anzahl betrachtet; aber sobald man bedenkt, wie viele Schwäche und wie wenige Eintracht unter dieser Menge herrschte, so

verschwindet das Erstaunen, und die Indianer scheinen bloß feigherzige Leute zu seyn, deren Schicksal es mit sich brachte, daß sie Herren haben, und die Gesetze des Despotismi empfangen mußten.

Fünftes Kapitel.

V o n d e m B e d a m.

Man bekommt täglich schlechte Uebersetzungen von dem Bedam zu lesen. Viele Schriftsteller haben Maximen und Vorschriften erdacht, und sie für Uebersetzungen der Auszüge dieses berühmten Buches ausgegeben. Ein, in mehr als einer Art, berühmter Mann, sah einige Nulen (a), die er nicht verstand, und glaubte einige Stücke des Bedam zu besitzen;

(a) Nulen. Dieses sind die Blätter von dem Cocosnußbaume, auf welche die Indianer zu schreiben pflegen: Nule. Heißt eigentlich ein Brief, der auf ein solches Blatt geschrieben ist.

ſigen; er ſchrieb einen ſehr ſchönen Commen-
tar darüber, und lieferte uns, wie gewöhn-
lich, die Träume ſeiner fruchtbaren Einbil-
dungskraft, für das geſchriebene Wort,
welches durch dem Viſnou oder Wiſnou dem
Brahma gegeben worden.

Viſnou iſt, nach der allgemeiſten Mey-
nung der Indianer, Gott der Schöpfer, das
höchſte vortreflichſte Weſen, kurz der Allmäch-
tige, das erſte Principium. Nachdem Wiſ-
nou den Anſchlag gefaßt hatte, die Welt zu
ſchaffen, ſo machte er den Anfang dieſes präch-
tigen Werkes damit, daß er drey vollkomme-
nen Weſen das Daſeyn gab. Das erſte die-
ſer Weſen war Brahma, der die Macht er-
hielt, die Materie vom Chaos zu trennen;
die Elemente abzuſondern, um ſie zu einem ge-
meinschaftlichen Endzwecke concurriren zu laſ-
ſen; und die Welt zu ſchaffen. Das zweyte
hieß Batchesen oder Biſchen; ſein Amt war,
die geſchaffenen Dinge in Ordnung zu brin-
gen, auf die Erhaltung dieſer Ordnung zu
ſehen,

sehen, und endlich der Mittler zwischen der Creatur und dem Wistnou zu seyn. Das dritte dieser drey Wesen ist Maheden. Er hat die Macht zu Grunde zu richten, und sein Schicksal ist das Uebel, die Trübsal und den Tod in diese Welt zu bringen.

Schon hatte Maheden die Menschen dreyimal ausgerottet, dreyimal hatte auch Brahma die Menschen wieder geschaffen und Wischen die Ordnung wieder hergestellt, als Wistnou den Brahma unterrichtete, welcher Gesetze machte. Der Vedam enthält diese Unterweisungen des Wistnou an den Brahma, und da er einer Erklärung bedurfte, so bestimmte Brahma den Sinn desselben; dieses Buch hat man Tacastra genennet.

Der Vedam ist ein außerordentlich heiliges Buch, und bloß die Bramen oder Braminen haben die Erlaubniß, es zu lesen und es derjenigen Caste, die unmittelbar auf sie folgt, zu lehren. Die übrigen Casten können nicht
einmal

einmal seinen Namen aussprechen. Man hat wohl nie so vielen Stolz und so viele Demuth erblickt, als bey diesen Sectirern; niemals haben Opferpriester so vortrefliche Vorrechte gehabt. Ein Brame spricht mit den Königen von Indien mit aller Kühnheit einer nützlichen Mittelsperson, und mit dem Stolz eines Gottesgelehrten, der nach seinem Wohlgefallen die Gerechtigkeit, und die himmlischen Güter austheilt. In dem Vedam bestimmt der Gesetzgeber den Gottesgelehrten den vornehmsten Rang in der Gesellschaft. Das Mittleramt zwischen der Creatur und dem höchsten Wesen giebt ihnen sehr weit ausgebreitete Rechte. Sie dürfen sich niemals demüthigen, sind von allen Arten der Knechtschaft befreyet, geben Gesetze, und dürfen niemals welche annehmen. Wer sollte es glauben, daß diese Opferpriester sogar in dem Vedam das Formular ihres Grußes fänden, und daß ein Prinz, er sey auch wer er wolle, keinen andern Gruß von ihnen fordern könne; ja diese stolzen Kö-

nige, die so ganz vorzügliche Despoten sind, müssen sogar zuerst grüßen (b).

Dieses, in mehr als einem Betrachte, heilige Buch, ist nach dem Eindrücke, den es auf die Seelen der Indianer gemacht hat, in vier Theile

- (b) Ich commandirte im Namen des Königes ein Fort, oder vielmehr eine besetzte Pagode. Ein Pandarone war als Pilgrim dahin gekommen, und ging vor mir vorbey, ohne mich zu grüßen, ohngeachtet er mich mit der Miene eines großen Fürsten betrachtete. Ich hatte zween mogolische Eiyayen, nebst noch zween andern Kerlen von eben dieser Nation bey mir; sie sagten zu dem Pandaron das er mich grüßen sollte, allein er antwortete: er sey noch keinen Menschen zuvor gekommen, und die größten Könige grüßten ihn. Meine Kerle baten mich um Erlaubniß, ihn so lange prügeln zu dürfen, bis er höflicher würde; ich erlaubte es ihnen und der Pandarone grüßte mich. Nach der Zeit erfuhr ich, daß ihn diese Gewaltthatigkeit in Gefahr gesetzt hatte, seine Caste zu verkehren.

Eheile eingetheilet. Der erste Theil heißt Rogio = Vedam; der zweyte, Jassoura = Vedam; der dritte, Samega = Vedam; und endlich der vierte und wichtigste für die Bramen ist Adidaravane = Vedam; dieser ist größtentheils verlohren gegangen, zum größten Leidwesen der theologischen Caste, welche diesem Verluste eine große Verringerung ihrer Ehre, ihrer Macht und ihrer Rechte zuschreibet. Es wäre für ein einziges Kapitel zu viel, wenn wir uns in dem Gegenwärtigen über alle Gegenstände ausbreiten wollten, die den Vedam ausmachen.

Unter den vielen Vorrechten, welche dieses Buch den Bramen zugestehet, giebt es hauptsächlich fünf, auf die sie sehr eifersüchtig sind, und die zu verehren, sie selbst die andern Casten gewöhnet haben. Das erste dieser Vorrechte ist eine verwirrte Mischung von Ehrerbietung und Mißbrauch, und besteht in der Feyer eines Hauptopfers, welches sie Tanguam nennen. Dieses Opfer, welches, den Hypo-

thesen der Seelenwanderung zu Folge, wider die Natur läuft, wird auf folgende Weise verrichtet. Ein Großer, oder daß ich mich besser ausdrücke, ein Nabab und die Könige von Indien haben alleine das Vorrecht dem Tanguam beyzuwohnen. Am gewöhnlichsten besteht das Opfer in einem weißen Pferde ohne Flecken, welches aber hinlängliche Bedeckung bey sich haben muß, damit es nicht entführt wird, als welches manchmal geschieht. Wenn es bey der Pagode angelangt ist, erdroffeln es die Pandaronen, entweder, weil sie das Blut von keinem einzigen Thiere vergießen dürfen, oder weil sie das Opfer, so viel wie möglich, beyammen lassen wollen. Man zerhauet und verbrennet es endlich unter einigen zu dieser Feyerlichkeit gefertigten Gebeten. Von diesem Opfer hebt man das Herz auf, und theilt es unter die Bramen aus, die bey diesem Feste zugegen sind; dieses ist der einzige Fall, in welchem es ihnen erlaubt ist Fleisch zu essen, allein der Widerwille den sie wider diese Nahrung hegen, macht,

macht, daß viele von diesem Opfer weg bleiben. Welches Gemische von Schwachheit, Narrheit und Aberglauben! Man wird in Indien die wahren Mittel der Frömmigkeit nie entdecken! Die mancherley Wohnungen, welche die Bramen, nach Beschaffenheit ihres geführten Lebens, in jener Welt beziehen sollen, sind dermaßen vervielfältiget, daß sich der Verstand ganz verirrt, um sie auseinander zu setzen. Der Tanguam soll den Opferpriestern in den Divindri: Loocon helfen; dieses ist ein glücklicher Aufenthalt, von welchem Divindri das Oberhaupt ist; dieser Divindri ist eine himmlische Kraft, deren Dienst in dem Tanguam besteht.

Ihr zweytes Vorrecht ist dieses, daß sie der Caste der Rajas das Opfer des Tanguam lehren; alle andre Casten sind von diesem Opfer, und folglich auch von dem Divindri: Loocon ausgeschlossen.

Ihr drittes Vorrecht ist, den Bedam zu lesen, und ihn den Rajas zu lehren, die ihn alsdann auch lesen, aber nicht lehren können.

Die

Die Caste, welche auf der Rajas ihre folgt, und die man gewöhnlich Malabaren nennet, kann ihn weder lesen, noch auch die Worte desselben aussprechen hören; das moralische Studium dieser Leuthe ist bloß auf den Jacastra, oder den Commentarium des Vedam eingeschränkt. Die übrigen Casten können weder den Vedam, noch den Jacastra lesen, oder lesen hören.

Ihr viertes Vorrecht besteht darinne, daß sie mit den Großen, und den Königen sprechen dürfen, ohne sich vor ihnen zu demüthigen; es ist ihnen verbotthen, die Hand an die Stirne zu legen und Salam Aya darzu zu sprechen. Doch, da sie die Großen nöthig haben, so geschieht es oftmals, daß sie sich dieses Vorrechtes begeben.

Das fünfte Vorrecht ist Allmosen zu verlangen. Wer sollte wohl glauben, daß in diesem Lande bloß die vornehmste Caste die Freyheit zu Betteln haben sollte? Die andern Casten können zwar Allmosen austheilen, aber sie

sie können es niemals empfangen. Welche
 Macht raubte wohl jemals dem Unglücklichen
 das Recht, sich von andern beystehen zu lassen.
 Da sieht man was die Gewalt der Vorur-
 theile in einem Winkel unseres Erdballes ver-
 sammelt. Die fruchtbare Natur hat dieses
 Clima mit mehrerem Ueberflusse, als Einwoh-
 nern versehen, und doch haben sich die Men-
 schen daselbst so stark vermehrt, daß unser Eu-
 ropa in seinen Dörfern niemals so vieles Volk
 wird aufweisen können, als man in den weiten
 Ebenen von Indostan findet.

Ohngeachtet dieser offenbaren Nachtheile
 für die meisten indianischen Casten, glaube
 ich doch, daß man ihre Erhaltung, außer den
 beschwerlichen Lehrsätzen, welche die Bramen
 auf das genaueste ausüben, auch noch der
 Macht des Vorurtheils zuschreiben könne.
 Errichtet man nicht noch täglich in unsern eu-
 ropäischen Städten der Andacht, und der Vere-
 zigung gewisser unfruchtbaren und strengen
 Gelübden prächtige Denkmäler? Die Carthen-
 ser

fer legen sich ein übernatürliches Stillschweigen auf, und enthalten sich gewisser Nahrungsmittel, die demohngeachtet sehr heilig und erlaubt sind. Unter den Vätern de la Trappe findet man noch viel strengere Mönche, ohne einige vierzig andre Orden zu rechnen, davon immer einer unnützlicher ist, als der andere. Aber wie geringe sind die Austeritäten unserer Ordensleuthe, gegen die Strenge, welche die Fakire oder indianischen Saquis ausüben. Man erblickt dergleichen unglückliche Schlachtopfer des Aberglaubens und der Abgötterey, welche die grausamsten Gelübden thun, und sie ohne allen weitem Zwang, als ihren eignen Willen, in Erfüllung bringen. Und diesem abscheulichen Gebrauche, schreibe ich auch die Ehrerbietung zu, welche die Indianer vor ihre Opferpriester, die Bramen, haben.

Ohngeachtet der vielen Widersprüche und Lappereyen, mit denen der Bedam angefüllt ist, findet man doch eine ausnehmende Ordnung, und vortrefliche Vorschriften in ihm.

In

In dem Evangelio treffen wir eine sanfte Moral, und eine lebenswürdige Tugend an, und das Betragen des göttlichen Gesetzgebers kam mit der Lehre, die er predigte, überein. Aber dieses rührende Gemälde des aller exemplarischsten Lebens ist sehr stark von der Ausübung der Christen verschieden. Durch welche Fatalität wird diese ganz besonders reine Moral, die durch das Uebereinstimmende ihrer Vorschriften zu den gesellschaftlichen Pflichten so stark anreißt, bloß von einigen Menschen in Ausübung gebracht, von dem größten Theile derselben aber, entweder vernachlässigt, oder in Zweifel gezogen? Der Bedam, welcher auf das Beste genommen, bloß ein Gewebe von Fabeln und morgenländischer Thorheiten ist, steht unter den Indianern in einem ungleich größern Ansehen, als das Evangelium unter den Christen; und gleichwohl treibt uns alles an, einen wohlthätigen Gott zu lieben und zu ehren, da sich hingegen alles wider die indianischen Götter zu verschwören scheint, deren

ren Wuth schrecklich ist. Man öfne dieses seltsame Buch den Vedam, und man wird darinne finden, wie der Brahma bestraft und eines seiner Köpfe beraubt ward, weil er für die Menschen bath. Wenn der Brahma ja einen göttlichen Character hat, so ist er in so viele Dunkelheiten und Wolken verhüllt, daß man beynah in die Versuchung gerathen sollte, in ihm weiter nichts zu erblicken, als eines seiner Geschöpfe, welches am Rande des rothen Meeres dem öffentlichen Abscheue gewidmet ist, während der Zeit sein Gedächtniß geehrt ward, sowohl in seiner Familie, als auch jenseit des Grabes, durch die große Menge, die einen Stein auf dasselbe warf.

Ohngeachtet aller Widersprüche, die sich in dem Vedam befinden, und nachdem von den angebliehen Fehlern des Brahma und von seiner Strafe geredet worden, erstaunet man gleichwohl, wenn man ihn unter den Göttern vom ersten Range seine Rolle spielen sieht; man glaubt sich geirrt zu haben,
 öfnet

öfnet den Vedam von Neuem, und lißt: Brahma war im Anfänge; er schwamm auf dem Wasser; schied die Materie von einander; schuf die Elemente; die Welt; alle Weltkörper und Sterne, die in den Listen schweben, desgleichen den Menschen, und machte ihn seiner Macht unterwürfig. Sein Schicksal hängt von ihm ab. Eben dieses sagt auch der Pentateuchus in dem ersten Buche Moses, wenn er von der Schöpfung redet. Aber, wie groß ist der Unterschied zwischen unserm Schöpfer und dem Brahma! mit welcher erhabnen Majestät läßt nicht der heilige Geschichtschreiber seine Gemählde auf einander folgen! Eine unverständliche Macht zieht uns zu dem Gotte, den wir anbeten! Da hingegen alle Eleganz des morgenländischen Ausdruckes, sowohl die Schöpfung, als auch ihr erstes Principium den Brahma, in einen Abgrund von Dunkelheiten stürzt. Vermöge welcher Bizarrerie wird diese Urkraft, aus dem ersten Belebter der Dinge, ein unbedeutendes Wesen, welches seine herr-

J

lichen

lichen Vorrechte verliert, und der harten Nothwendigkeit unterworfen ist, Strafen, Verraubungen und Züchtigungen zu erdulden?

Zwölftes Kapitel.

Vom Rogio-Bedam, oder dem ersten Buche des Bedam, welches den ersten Anfang der Dinge, oder die Schöpfungshistorie enthält.

Man wird vielleicht über das Sonderbare der Morgenländer, in Ansehung ihres Erzeugungssystemes, der Erschaffung dieses weiten Weltgebäudes und der darinnen befindlichen Sachen, erstaunen. Erstlich kommt ein Eingang, der demjenigen, was darauf folgen soll, völlig angemessen ist, und alsdann findet man in tödtenden Ausschweifungen und unter einem Haufen abgeschmackter Mährchen, das Unbestimmte und die Zweifel mit der Geschichte vermengt.

Ein

Ein erster Urheber, ein einziges Wesen,
 kurz eine Frau besand sich ganz alleine in den
 Abgründen des Chaos; und dennoch, wer
 sollte es glauben, hatte diese Frau ihre Zeit
 vertreibe. Diese Zeit, welche damals keiner
 Folge unterworfen war, hatte gleichwohl
 Tage, und Paraxavolotis, dieses ist der //
 Name, welchen der Vedam dem Ersten aller //
 Wesen beylegt, dieser Frau, die sich ganz al-
 leine vergnügte, fiel es eines Tages ein, wenn
 sie sich eine Freude machen wolle, so müsse sie
 ganz was Außerordentliches thun. Sie be-
 rührte also die Oberfläche des Wassers mit
 der Spitze ihres Fingers. Es erhob sich eine
 Wasserblase; und diese Wasserblase ließ sie
 eine lange Zeit herumschwimmen, so wie es
 ihre Caprice mit sich brachte. Endlich ward
 sie dieses Spiel überdrüssig, blies in die
 Wasserblase, verlängerte sie, und gab ihr
 die Gestalt eines Blattes vom heiligen
 Baume, welches beynah wie ein Kind ausfa-
 he, das mit den Zehen seines rechten Fußes im

Munde spielte. Aus dem Nabel dieses Kindes entsprang ein Tamarindenblatt, und dieses Blatt war Brahma, der über sich selbst höchlich erstaunte und seinen Ursprung untersuchte. Praxavolotix oder Paraxavolotis entdeckte ihm denselben, er bezugte ihr seine Dankbarkeit dafür, und schief bey seiner Schöpferin, welche ihm die Macht ertheilte die Welt zu schaffen, nebst allen sichtbaren und unsichtbaren Dingen, die sich in derselben befinden.

Es ist etwas erstaunliches, daß der Vorzug, welchen Brahma erhielt, in seinem Herzen die eitlen Gedanken nicht auslöschte, die sich in demselben erhoben; er ward hochmüthig; er glaubte, weil er so mächtig sey, dürfe er auch alles ungestraft thun; er war das erste aller geschafnen Wesen; er hatte fünf Köpfe und zehn Arme; die Geschöpfe waren bereits aus seinen Händen gekommen, und dieser Erdball, der mit einer gewissen Distinction in die mittlere Region der Luft gesetzt war, bedeckte

tigte zu seinem Lobe Gesänge, und erhielt daß sein Kopf von dem Esvara oder Sivra getragen werden sollte. Hier belegt der Vedam das erste Principium mit diesem Namen. Aber bald darauf verläßt er abermals den Character der Wahrheit, welcher einem heiligen Schriftsteller bezeichnen soll. Esvara wird der Enkel des Brahma, und dieser hingegen das erste vollkommene Principium.

Ich werde mich sehr hüten, dem sonderbaren Buche Vedam in allen seinen langen Träumereyen zu folgen; sondern will zu demjenigen, was ich gesagt habe, nur noch dieses hinzufügen, daß die Dramen, dem Vedam zu Folge, glauben, das physische Principium, welches die Welt erhält, bestehe in vier Zeitaltern, von denen bereits dreye zu Grunde gegangen sind. Das erste Zeitalter ging durch die Luft, oder durch Stürme unter. Das zweyte
durch

es Paraxavolotis, und es wird nicht lange währen, so bekommt es den Namen Esvara.

durch das Wasser, oder die Ueberschwemmung. Das dritte, durch die Erde, die sich eröffnete und zerbrach; und endlich das Gegenwärtige, welches durch das Feuer zu Grunde gehen wird. Auf diese Weise hat der Verfasser des Bedam zu seinem Weltgebäude, eben diejenigen vier Elemente genommen, die wir darzu nehmen. Ist unsere Naturlehre wohl besser, als die Seinige? oder, sind wir vielmehr nicht eben so unwissend, wie er? Es kommt mir nicht zu, diese wichtige Frage zu entscheiden.

Man muß sich in Acht nehmen, daß man mit dem Högio-Bedam, die gemeine Meynung der Hendor, oder Indianer, nicht vermengen, welche die Verwandlungen des Wistnou glauben, und ihm neun verschiedene zuschreiben. Die Letzte, die nicht eher, als in einigen tausend Jahren erfolgen wird, soll, nach ihrer Meynung, alsdann aufhören, wenn dieser Gott, in Gestalt eines weißen Pferdes erscheinen, und die Welt durch einen Fußstoß in das Wasser stürzen wird. Dieser Wistnou, hat

sich, nach der angenommenen Meynung der Indianer, einesmals in einen Fisch verwandelt, um den Bedam zu suchen.

Brahma, welcher alle Vorrechte der Gottheit genießt, alle physische und moralische Güter nach seinem Wohlgefallen austheilt, der einzige Präsident in der allerobersten Welt, und unumschränkter Beherrscher des ganzen Weltgebändes ist, sieht sich hier, vermöge eines neuen Widerspruches des Bedam in Gefahr, alle diese Vortheile zu verlieren, und nach der letztern Revolution in einem geringern Stande zu leben; alsdann wird seine Stelle ein gewisser Annamonata-Nya, ein getreuer Diener des Wisnou einnehmen, welcher diesem Letztern den Rang des ersten Principii ertheilte. Doch wir wollen sehen wie er anfängt, und zu dem Ende ein paar Stellen aus dem Bedam übersetzen, die von seinem Daseyn Redenshaft geben.

Nach Ablauf einer allgemeinen Rathversammlung der Götter, von welchen der Bedam

dam weder die Zahl, noch ihren Ursprung anzeigt, befahl Iswara einen hohen Berg umzuwenden, der Merouwa hieß, und mit seinem Fuße im Meere steht. Die Absicht dieses Befehles war in diesem Berg eine böshafte Macht, Namens Dewitas einzusperrern, welche nichts, als lauter Unordnung in diese Welt brachte. Da sich dieser berühmte Berg umwendete, machte er daß das Meer schäumte; und aus diesem Schaume bildete sich eine entzückend schöne Frauensperson; in die sich alle Götter verliebten. Aber Wistnou, der hier mit Iswara in gleichen Range zu seyn schenket, erhielt sie zur Frau. Diese so schöne Frau ward Latsami genannt. Diese Latsami, welche der Venus ziemlich gleich ist, sowohl in Ansehung ihrer Geburt, als auch in Betracht der Begebenheiten, zu denen sie Anlaß gab, verschafft dem Schreiber des Bedam Materie zu einer langen Episode, in welcher der Latsami und ihrem lieben Wistnou die Einsetzung der Verehrung des Linguam oder

Lingam zugeschrieben wird. Hier ist ein kurzer Auszug, wie die Sache zunging.

Wistnou hatte die Latsami kaum in seiner Gewalt, als er sie über alle Beschreibung liebte; er wandte alle Augenblicke an, seine Göttin entweder zu genießen, oder irgend ein Mittel ausfindig zu machen, sie von seiner beständigen Treue zu versichern. Alle Versicherungen konnten fehlen, er glaubte also ein besseres Mittel ausgefunden zu haben; dieses bestand darinne, daß er ihr die Hälfte seines Körpers mittheilte, und die Hälfte des Ihrigen dargegen nahm; vermöge dieses Tausches erhielten Wistnou und Latsami alle beyde Geschlechter zugleich; wie es aber zunging, weiß ich nicht, denn der Bedam erklärt sich hierüber nicht weiter. Von nun an genoß Wistnou alle sinnliche Vergnügungen, ohne daß er den Beystand seiner lieben Hälfte darzu nöthig hatte. Aber es fügte sich, daß ein gewisser Madilwra, der den Wistnou eines Tages besuchte, ihn gleich in dem Augenblicke überfiel,

überfiel, da er sich dasjenige that, was ein Mann sonst bloß einem Frauenzimmer zu leisten pflegt. Der Thürsteher hatte diesen Madivra abgewiesen; aber aus Verdruß, daß er genöthigt seyn sollte zu warten, hatte er wider dem Bistnou eine Verwünschung ausgesprochen, die er aber auch sogleich bereute. Bistnou hatte es gehört, allein da er auch zugleich in seinem Herzen die Reue laß, die er über diese ausgesprochene Verwünschung empfand, so vergab er ihm, und erteilte ihm den *Lingam*, mit der Gnade, allen denen, welche diese Figur anbeten und bey sich tragen würden, ganz ungemeyne Vorzüge genießen zu lassen. Dahero ist auch der *Lingam* jederzeit eines der vornehmsten Zierrathen der Pagoden.

Aus demjenigen, was ich gesagt habe, und aus der Folge des *Hogio Bedam*, kann man schließen, daß dieses erste Buch eine Sammlung alberner Träume, schlecht ausgedonnener Fabeln und kindischer Märchen ist. Allein,

da

Da demohingeachtet aus der Vergleichung der indianischen Theogonie mit den verschiedenen Figuren ihrer Götter, eine nützliche Entdeckung entspringen könnte, so bin ich gesonnen, so bald ich an Ort und Stelle selbst seyn werde, ein vollkommenes Werk über diese Materie herauszugeben. Jetzt will ich dieses Kapitel mit dem Anfange der Verwandlungen des Wisnou beschließen.

Die erste Gestalt, in welcher Wisnou auf der Erde erschien, war die Gestalt eines Fisches; er nahm sie an, um einem gewissen Devetas nachzueilen, welcher die vier Bücher des Vedam geraubet hatte, und mit seinem Raube in den Abgrund des Meeres entflohen war. Der zum Fische gewordne Wisnou überwand den Devetas, tödtete ihn, erschien wiederum siegreich auf dem Gebürge Nirouwasaya und gab diese Bücher dem Brahma. Diese erstere Gestalt heißt Meitga.

Die

Die zweyte war die Gestalt einer Schildkröte, oder Kourmaja; der Amortam (c) war verlohren gegangen, und man wußte, daß er, auf höchsten Befehl, sich in das Meer verlaufen hatte. Das Gebürge Merouwa ward aus der Wurzel gerissen und in den Ocean geworfen; aber seine ungeheure Last druckte die Erde in den Abgrund. Wistnou nahm die Gestalt einer Schildkröte an sich, und trug die Welt so lange auf seinen Rücken, biß der Amortam wieder gefunden ward.

Die dritte Verwandlung oder Incarnation des Wistnou war in ein Schwein. Er nahm diese Gestalt an sich, um die Füße seines Bruders Maheden aufzusuchen, dessen Kopf der Brahma gefunden hatte. Der in ein Schwein verwandelte Wistnou suchte die Füße des Maheden vergeblich, und kam aus den Eingeweyden

- (c) Der Amortam ist eine Art Milch oder Rahm, der mit dem Nectar der griechischen Gottheiten einige Aehnlichkeit hat.

den der Erde zurücker, so wie er hineingekro-
chen war, nur mit dem Unterschiede, daß er
jetzo beschmiert und unflätig aussähe.

Dreyzehendes Kapitel.

Verfolg der Verwandlungen des
Wistnou.

Wenn man dieses Kapitel von den Ver-
wandlungen des Wistnou liest, so würde eine
etwas lebhaftere Einbildungskraft Mühe haben,
wenn sie einige, obgleich nicht besonders er-
trägliche Gleichheit, zwischen dem Dienste der
Indianer und der Religion der Juden; zwi-
schen ihrer Geschichte und der Geschichte der
Hebräer erblicken wollte. Inzwischen will
sie doch der berühmte Bouchet von der Gesell-
schaft Jesu, in seinem Briefe an dem Bischoff
von Avranché gefunden haben. Dieser Jesuit
erklärte alle Geheimnisse der heydnischen Lehr-
säße aus dem Pentatevcho. Er ist nicht der
Einzig

Einzige, welcher in den Archiven der Hebräer, die von der Erschaffung der Welt ohngefähr sechs tausend Jahre zählen, mit der Zeitrechnung der Hendos, welche auf zwey und vierzig tausend und etliche Jahre zurücke gehen, eine Aehnlichkeit gefunden hat. Ich will zwar nicht sagen, als ob der Vater Vouhet Unrecht habe, aber ich habe auch in der That in seinem Briefe allzu viele Unachtsamkeiten gelesen, als daß ich nur einen einzigen Augenblick glauben sollte, er habe Recht. Dem sey, wie ihm wolle, wir wollen in der Geschichte des Wistnou fortfahren.

Es lebte auf dieser Erdkugel ein Riese, Namens Kutrem, welcher die Bewohner derselben tyrannisch beherrschte. Sein Gottesdienst war Heucheleiy, und der Gegenstand seiner Anbetungen war eben dieser Mabeu, dessen Amt es ist die Welt zu Grunde zu richten. Dieser Gott, der von den Anbetungen des Riesen Kutrem gerühret ward, schenkte ihm, zur Vergeltung, das herrliche Vorrecht,
daß

daß er weder bey Tage noch des Nachts, weder in seinem Hause, noch außerhalb denselben von irgend einem Menschen solle getödtet werden können. Dieses sonderbare Privilegium machte den Nutrem zu dem allerunerträglichsten Sterblichen. Er erzeigte nicht nur seinem Wohlthäter weiter keine Verehrung, sondern wollte auch nicht zugeben, daß ihn irgend jemand Anders anbetete; sein Name, und der Name aller Götter, ward von der Erde verwiesen, und der Niese ließ alle diejenigen unter den grausamsten Märtern sterben, die beschuldigt wurden, daß sie wider seine Verbothe gehandelt und die Götter angerufen hätten. Auf diese Art ließ der Niese das unter seinen Befehlen stehende Volk einige Jahre lang seufzen. Aber endlich bekam er einen Sohn, und dieser Sohn einen sehr frommen Lehrmeister. Nutrem hatte an die Stelle derjenigen Götter, die er verbotnen hatte anzurufen, seinen eignen Namen gesetzt; nun liebte zwar Prigeladin seinen Vater, allein er

er betete nicht zu ihm, sondern rufte die Götter und den Bistnou an; vornehmlich aber erwies er diesem Lektorn ungeheuchelte Ehrensbezeugungen, welche die Strenge seines Vaters nicht hintertreiben konnte.

Der Lehrmeister des Prigeladin war bey aller seiner Frömmigkeit eine schwache Seele. Er stellte seinem Untergebenen den Gehorsam vor, den er ihm schuldig war, und bedrohet ihn zugleich, daß er es seinem Vater melden wolle, woserne er fortfahren würde, den Bistnou anzubeten; als aber dieses nicht half, und er gleichwohl fürchtete, der Diese möchte den Ungehorsam seines Sohnes von einem Andern erfahren, und ihn mit in seine Strafe verwickeln, so meldete er ihm, daß ihn Prigeladin, ohngeachtet seiner häufigen Verweise, dennoch verachte, und lediglich den Bistnou anrufe. Nutrem ward wüthend, ließ seinen Sohn kommen, und drohet ihn den Schlangen, Bären und Löwen vorwerfen zu lassen, woserne er seine Ausführung

R

nicht

nicht ändern würde. Prigeladin blieb standhaft in seiner Gottesfurcht, verachtete die Drohungen seines Vaters, und ward von seinem Lehrmeister abermals verrathen. Der Riese warf seinen Sohn allen diesen Thieren vor, mit denen er ihn bedrohet hatte. Hier häuft der Geschichtschreiber Fabeln auf Fabeln, um den Prigeladin von der Wuth der Ungeheuer zu befreuen, denen ihn sein Vater ausgesetzt hatte; doch ich will diese äußerst langen und verdrießlichen Erzählungen übergehen; und nur so viel sagen, daß Wistnou den Sohn des Ritters aus allen Gefahren errettete, denen ihn dieser unmenschliche Vater bloß stellte.

Während der langen Zwischenzeit, die unter der Hülfsleistung des Wistnou, den Leiden des Prigeladin, und den neuen Strafen, die ihn der Ritter auflegte, verfloß; dachte Wistnou auf ein Mittel, sich den Riesen vom Halse zu schaffen; aber das Vorrecht, welches ihm Maheden zugestanden hatte, machte, daß man dieses Mittel schwerlich finden konnte.

In

In den Graden der Macht, welche die indischen Götter besitzen, sieht man sogleich die nämliche Ordnung, welche unsere europäischen Feen beobachten. Der Vater Douchet würde auch hier zuverlässig viel Aehnliches zwischen unsern sehr gelehrten Märchen meiner Mutter Loya und dem Vedam finden. Denn wenn ich mich recht erinnere, so konnte eine Fee dasjenige, was eine Andere gemacht hatte, auch nicht vernichten; so ohnmächtig sind die indianischen Götter gleichfalls. Doch, Wistinou besiegte alle Hindernisse, und ging eines Tages aus einer Luftseule hervor, deren Erscheinung den Nurem auf die Thürschwelle seines Hauses gelockt hatte. Wistinou hatte die Gestalt eines halben Löwen und eines halben Menschen, und es war beynah Nacht, das heißt, die Sonne war kaum untergegangen. In dieser nämlichen Stunde und Gestalt warf sich der für Zorn blitzende Wistinou, über den Nurem her, riß ihn in Stücke, und berauschte sich in seinem Blute. Es wird

nicht undienlich seyn zu bemerken, daß Wistnou den hochmüthigen Riesen überwand, ohne irgend eines der Vorrechte zu kränken, die ihm Maheden zugestanden hatte. Denn, Wistnou war kein Mensch, weil er halb ein Löwe war; es war weder Tag noch Nacht, denn der Kampfplatz ward bloß durch die Abenddämmerung erhellet, und da der Riese sich auf der Thürschwelle seines Hauses befand, so war er folglich auch, weder in dem Hause, noch außer dem Hause.

Kurz nach dieser Verwandlung, deren ziemlich sonderbarer Gegenstand, den Wistnou unter den Göttern großes Ansehen verschafte, beschloß er abermals, sich auf das Neue zu verwandeln. Seine vorhergehende Gestalt war fürchterlich, und die gegenwärtige lächerlich; kurz man sahe einen, der mächtigsten Götter auf dem indianischen Olymp, die Größe und Gestalt eines Zwerges annehmen, und zu dieser neuen Verwandlung gab abermals ein Riese Anlaß. Es sind wenig Religionen

ligionen in der Welt, in denen die Niesen nicht einige Rollen gespielt hätten.

Es war eine Zeit, da die Welt unter der Last der Abhängigkeit schmachtete, und einen grausamen, blutdürstigen Niesen gehorchte, dessen größtes Vergnügen in der allgemeinen Noth bestand. Der Name dieses gebietenden Herren war so barbarisch, wie er selbst; er nannte sich Gamaparaxoroty. Die Völker seufzten unter seiner Tyranney, rufen die Götter an, und überließen sich den Thränen. Dieses war der Zeitpunkt, in welchem Biston den Entschluß faßte, die Menschen an einem Ungeheuer zu rächen, welches seine Freude an ihrer Quaal fand; er verwandelte sich in einen Driemen, nahm die Größe eines Zwerges an sich, und nannte sich Choviamamen. In diesem Zustande begab er sich an dem Hof des Niesen, und bath ihn um die ganz besondere Gnade, daß er ihm drey Fuß Land schenken möchte, damit er seine Wohnung darauf bauen könne.

Der Niese, welcher den kleinen Zwerg mit verächtlichen Augen ansah, hielt seine Bitte für allzu unbedeutend, als daß er sie hätte abschlagen sollen, und war auch bereits im Begriff sie zu bewilligen, als es dem Morgensterne, welcher geheimder Rath dieses regierenden Herrn, und noch überdieses ein verschlagener Zauberer war, einfiel, daß unter der Bitte des Zwerges wohl eine List verborgen liegen könne. Er suchte also diese Sache zu hintertreiben. Es war gebräuchlich, wenn man jemanden eine ganz besondere Gnade verwilligte, daß man Wasser in den Mund nahm, und ihm einen Tropfen davon in die Hand fallen ließ. Der Morgenstern bediente sich seiner Kunst, verwandelte sich, und schlüpfte den Niesen gleich, in dem nämlichen Augenblicke, in dem Mund, als er im Begriff stand, dem Bramen unter die verstattete Abtretung das Siegel zu drücken. Diese Pille ward ein wenig über die Gebühr groß, der Niese konnte kaum Othen holen, und forderte ein eisernes Stilet, mit welchem

chem er sich in den Hals stechen ließ. Dieses Stilet leistete dem Morgensterne einen gar schlimmen Dienst, denn es stak ihm ein Auge aus; den Niesen aber that es einen noch viel schlimmern, denn es ließ gleich so viel Wasser durch, als zur Verfertigung des kaiserlichen Insegels erfordert ward, und Bistnou bekam das Recht über drey Fuß Erde.

Kaum hatte der Niese Gamaparaxoroty dem Zwerge Bistnou die bewilligten drey Fuß Erde bestätigt, als dieser seine Gestalt änderte, und so groß ward, daß sein Kopf biß an das Firmament reichte, und einer seiner Füße bey nahe die ganze Erde bedeckte. Du hast mir für drey Füße Land gegeben, sagte er zu dem Niesen, und gleichwohl bedeckte ich mit einem einzigen Fuße alles, was du siehest; wo soll ich nun die beyden übrigen hinsetzen? Der Niese erschrack über das was er sahe, demüthigte sich, betete den Bistnou an, und boch ihm seinen Kopf zum Fußschemel an. Dieser erzürnte Gott nahm es an, und trat ihn so derb,

daß er in den tiefsten Abgrund hinab fuhr. Da sich dieser elende König in den erbärmlichen Zustände sahe, in welchem ihn seine Leichtgläubigkeit versetzte, so wandte er sich abermals an Wisnou, und fragte ihn: wie lange seine Märtern dauern würden; sie werden ewig seyn, antwortete der Gott; jedoch soll es dir erlaubt seyn alle Jahre in dem Monat November auf die Erde wieder zurück zu kommen, und einem Feste beyzuwohnen, welches zum Andenken dieses Tages gefeyert werden wird. Dieses Fest begehen die Indianer alle Jahre mit vieler Andacht, und glauben festiglich daß der Riese demselben beywohne.

Die sechste, siebende und achte Verwandlung des Wisnou waren beynahе einerley; er machte sich alle diese drey male zum Menschen, und nahm den Namen Nemani an sich. Die erste dieser drey Verwandlungen geschah um die Rajas zu bekriegen, welches die nächste Caste nach den Bramen ist. Diese Rajas riß den Tempel nieder, entführten alles was geopfert

geopfert werden sollte, und wollten gar keinen Gottesdienst auf der Erde dulden. Vistnou ward über so viele Ungebührlichkeit böse, und nachdem er menschliche Gestalt angenommen hatte, bekriegte er die Rajas; dieser Krieg dauerte zwey und zwanzig Menschenalter; und endlich vertilgete sie der stets siegreiche Vistnou alle mit einander, und schuf unter dem Beystande des Brahma neue Menschen.

Die zwote dieser drey Verwandlungen war abermals um einen Riesen zu bestreiten, der tausend Arme hatte; und ob gleich Vistnou, der wiederum Nemani hieß, weiter keine Waffen führte, als ein Pflugschaar, so hieb er ihn doch seine tausend Arme ab, und tödtete ihn; aus seinen zerstückten Körper errichtete Nemani ein hohes Siegeszeichen, welches in der Folge der Zeit zu einem sehr hohen Gebürge ward.

Endlich machte sich Vistnou zum dritten und letzten male zu Nemani, um die Riesen zu be-

Kriegen; er rufte alle Affen aus ganz Indien zu seinem Beystande, und mit dieser glänzenden Armee schlug er die Armeen der Riesen; er erbeutete seine Frau wieder, die sie ihm seit zehn Jahren genommen hatten, und lebte mit ihr auf dem alten Fuß; allein, da ihn einige Wäscherinnen mit seiner Treuherzigkeit aufzogen, so verließ er sie.

Vierzehendes Kapitel.

Neunte und letzte Verwandlung des Wisnou.

Die in den ganz alten Zeiten nur allzu fruchtbare Natur, die den großen Gott Wisnou so ofte aus dem Schooße der himmlischen Vergnügungen heraus führte, und ihn der erstaunten Erde unter so vielerley verschiedenen Gestalten zeigte, ließ, zum Unglücke des menschlichen Geschlechtes, grausame, harte, fanatische, meineydige, treulose, und vornehmlich

nehmlich gottlose Menschen gebohren werden. In diesen Zeiten der Angst und der Thränen, befand sich die Welt unter der Herrschaft eines Einzigen, und ihr Leiden war allgemein. Einer von diesen despotischen Königen, Namens Luxodia, mißbrauchte die höchste Gewalt außerordentlich; er schrieb grausame Gesetze vor; mißhandelte die Menschen; und führte einen immerwährenden Krieg wider alle Fromme, vorzüglich aber wider die Dramen. Das war eine Todsünde, und diese, bey aller ihrer Demuth, stolze Caste, vergab sie niemals. Dieser ganz außerordentlich kühne König gab vor, die frommen Leuthe wären die Pest des Erdbodens, und man müsse sie ausrotten.

Luxodia hatte eine liebenswürdige, tugendhafte und zärtliche Schwester, die vermöge eines Götterauspruches, den Mörder ihres Bruders unter ihrem Herzen tragen sollte. Dieser Götterspruch war bloß dem Eudoria bekannt, und da er ein unumschränkter Despote war, so bediente er sich der Rechte
seines

seines Ansehens und seiner Macht, und tödtete alle neugebohrne Kinder seiner Schwester. Seine Wuth hatte bereits fünfe hingerichtet, und Campeßin, so hieß diese Schwester, befand sich zum sechsten male schwanger. Es war ihr nicht unbekannt, daß ihre fünf ersten Kinder auf Befehl ihres Bruders hatten sterben müssen; da sie nun das Sechste von dem Schicksale befreyen wollte, welches ihm bedrohet, so verbarg sie ihre Schwangerschaft und wandte alle mögliche Vorsicht an, ihren sechsten Sohn der Wuth des Eudoxia zu entziehen. Doch sie wußte nicht, daß sie den großen Gott Wisnou in ihren Eingeweyben trug; sie brachte diesen Gott glücklich zur Welt, und vertraute ihn einigen ihrer Sklaven an, um ihn an einen Ort zu bringen, allwo er vor der Wuth ihres Bruders gesichert wäre.

Obgeachtet aller Vorsicht der Campeßin, erfuhr ihr Bruder dennoch ihre Niederkunft; und da ihn der Götterspruch ausdrücklich bedrohet hatte, daß er durch die Hände seines
sechsten

sechsten Neven umkommen werde, so schickte er eine große Menge Menschen aus, damit ihm dieses Schlachtopfer nicht entgehen möchte. Doch endlich gelang es dem Vater des Kindes, der die Sicherheit desselben bloß sich selbst anvertrauen wollte, daß er die Wachsamkeit der königlichen Garde hinterging, und übergab seinen Sohn den Händen gewisser Hirten, mit dem Befehle, ihn äuserst geheim aufzuziehen, vorzüglich aber, ihn vor dem Könige zu verbergen.

Man pflegt zu sagen, ein Geheimniß werde nie schlechter verwahrt, als wenn man die Wichtigkeit desselben kenne. Eudoxia erfuhr den Aufenthalt seines Veters, und voller Wuth, daß er ihm entflohen war, reißte er selbst ab, damit er das Vergnügen genießen möchte, ihn mit eigner Hand zu erwürgen. Er hielt bereits den kleinen Christen in seinen Händen, und war im Begriff, ihn den Kopf an einem Felsen zu zerschmettern, als sich die Macht des Gottes kundthat,

that, und ein kleines Mägdehen an seiner Stelle hinlegte. Der erzürnte Onkel war schon im Begriff, diese unschuldige Creatur seiner Rache aufzuopfern; allein er bekam einen so heftigen Stoß, daß er ganz betäubt rücklings zu Boden fiel, und das Mägdehen redete ihn also an: Halte ein, Unglücklicher, und suche den Tod, der dich erwartet, nicht länger zu vermeiden, und ihn solchen Wesen zuzufügen, die vor deinen Angriffen in Sicherheit sind. Nach diesen Worten verschwand das junge Mägdehen, und ließ den Urheber aller dieser Unruhen in der entsezlichsten Wuth.

Die Schaam, daß er war betrogen worden, und die Gefahr, in welcher er schwebte, feuerte die Wuth des Onkels des Chrynen nur noch mehr an; doch schränkte er sie nicht bloß auf ohnmächtige Bemühungen ein, sondern that mehr; er rufte die höllischen Mächte an; er ließ alle Riesen in der ganzen Welt ansprechen; aber Chrynen vermied alle Schlingen,

gen, die ihm die Dämonen und Miesen legten. Hier wird man sogleich auf die Vermuthung gerathen, daß Chrixnen der zum neunten male verwandelte Vishnou war, und man irret sich auch nicht. Dieser kleine Gott gab einen ganz außerordentlichen Beweis von seiner Macht, indem er entdeckte, daß man an die Stelle seiner Amme eine Zauberin gesetzt hatte, die befehligt war ihn zu vergiften. Was hatte er zu thun, er saugte so stark, daß endlich das Blut kam, und die Zauberin starb. Nachdem Chrixnen ein wenig erwachsen war, spielte er den Schäfern, unter denen er erzogen worden, allerhand Streiche, und unter andern raubte er ihnen eines Tages eine große Menge Butter; aber die Schäfer rächten sich dafür, und gaben ihm einen scharfen Schilling. Endlich, da er zu reifen Alter kam, errichtete er Soldaten, bekriegte seine Onkel, und tödtete ihn mit eigener Hand. Er heyrathete zwei Weiber und nahm sechzehn tausend Beyschläferinnen, welches lauter junge Schäferinnen waren;

waren; allein da er an die Art gedachte, mit welcher er in seiner Kindheit war gepeitschet worden, so that er ihnen allen ein Genüge, damit sie keine Ursache haben möchten, sich über ihn zu beschweren.

Mit diesen und einer Menge andern, zum Theil recht ärgerlichen Mährchen, amüsiren die Indianer ihre Neubekehrten; so list man z. E. in ihren Rogio-Bedam, daß Maheden, als er wie ein Bettler auf der Erde umher lief, sich alle beyde Geschlechter mittheilte, und auf seinen langen Reisen eine Menge Unanständigkeiten beging; über dieses heyrathete er auch eine gewisse Parvardi, mit der er in dem Genusse der Wollust tausend Jahre blieb. Brahma und Wisnou nebst noch drey hundert und dreyßig Millionen Götter glaubten, ihr Bruder sey ein Narre geworden; sie machten sich also insgesamt auf den Weg ihn zu suchen, und da sie ihn fanden, trennten sie ihn von seiner Frau. Diese Frau stieß eine Menge Flüche wider die Götter aus, und wünschte endlich

endlich, daß von nun an, kein Einziger unter ihnen, weder Weiber noch rechtmäßige Kinder, sondern nur so viel Beyeschläferinnen haben könne, als ihm gefallen würde; und es geschah, so, wie es Parvardi verlangt hatte.

Je weiter man lißt, desto mehr scheinen sich die Widersprüche zu vervielfältigen, und in den vielen Begebenheiten, welche die Theogonie der Indianer noch stärker vermehren, findet man die allerlächerlichsten Züge, welche die Stelle des Wunderbaren vertreten müssen. Ein Pougna, der wegen seiner Häßlichkeit und wegen seines ungestalteten Wesens berühmt war, wird in der indianischen Mythologie ein Gegenstand des Gelächters, und selbst der Spott derjenigen, die ihn anbeten (a). Vielleicht ta-

delt

- (a) Dieser Pougna hat viele Ähnlichkeit mit dem Vulcan in der heidnischen Götterlehre, und ist auch eben so häßlich und ungestaltet. Da er eben so eifersüchtig ist, wie jener, so giebt ihm auch seine Frau fleißige Gelegenheit sich dieser Neigung zu
- L
- überz

delt manches civilisirte Volk die Indianer, ohngeachtet es in den Archiven seines Gottesdienstes

überlassen. Diese Frau, welche ganz ausnehmend schöne ist, hat nothwendig auch viele Anbeter, und Vougna findet in sich, und in seiner misstrauischen Liebe, ziemlich sonderbare Hülfsmittel, dem demüthigenden Schicksale ungestalteter Ehemänner zu entgehen. Diesem Gotte fiel es endlich ein, seine Frau beständig auf dem Rücken zu tragen; er that es; aber wenn die indianischen Götter auf dem Erdboden herumwandern, so sind sie auch allen Bedürfnissen der Sterblichen unterworfen. Eines Tages sahe er sich genöthigt, eines dieser Bedürfnisse zu befriedigen, er setzte also seine Frau hinter einem Busche ab, und entfernte sich ein paar Schritte, um sich seiner Last zu entledigen. Diese Frau, welche eben so verbuhlt war, wie man uns die griechische Venus abmahlt, sahe einen außerordentlich schönen Schäfer; sie ruhte ihn, der Schäfer kommt, aber ihr Mann kam zurücke um sie wieder auf zu nehmen.
Sie

stes vielleicht nicht viel besser ansieht, als in
dieser ihren; aber so viel ist richtig, man kann
ihren

L 2

Sie verwandelte den Schäfer in ein Reiß-
Forn, und verbarg ihn in den Mund.
Pougna nimmt seine Frau auf die Schul-
tern, und läßt sich nichts weniger, als ei-
nen solchen Betrug träumen. Diese Frau
macht sich nunmehr ihres Vortheils zu
Nuze, giebt ihrem Liebhaber seine natür-
liche Gestalt wieder, und genießt auf dem
Rücken ihres Mannes alle Vergnügungen,
die ihr Pougna entzog. Dieser Umgang
währte lange Zeit; aber endlich beschloß
sen Brahma und Wistnou die Augen ihres
Mitbruders zu öffnen. Sie luden ihn zum
Mittagsmahl ein, und ließen zwischen
ihm und seiner Frau eine Stelle ledig.
Als sie bey Tische saßen, befahl Brahma
der Ehegattin des Pougna, dem Reiß-
Forn, welches sie in dem Munde hatte,
seine natürliche Gestalt wieder zu geben.
Pougna sieht sie an, erblickt den Schäfer,
erstaunt, und seine Nase, die für Bestür-
zung immer länger ward, verwandelt sich
in

ihren sonderbaren Polytheismum ohnmöglich betrachten, ohne sie für verrückte Leute zu halten, deren Anfälle von Vernunft, ihre religiösen Narrheiten nur noch lächerlicher machen.

Wir haben uns bey dem ersten Principio, bey den Elementen der indianischen Schöpfung, und bey dem Ursprunge der Meisten ihrer Götter, weit-

in einen Elephantenrüssel. Vounga gerieth über diesen Zufall ganz in Verzweiflung, und lief auf allen Landstraßen herum, um eine tugendhafte und eben so schöne Frau zu suchen, als seine Ungetreue war. Zur Zeit hat er noch nichts gefunden. — Die Indianer haben eine Menge kleine Tempel auf den Straßen, besonders in der Nachbarschaft der Alleen, in denen die Bildsäule des Vounga mit dem Elephantenrüssel zu sehen ist. Diese Bildsäulen sind gemeinlich vom schwarzen Marmor, und mit Oele bestrichen. Da nun die Götter in ihren Bildnissen wohnen, so haben ihn die Indianer deswegen so sehr vervielfältigt, damit er dasjenige, was er sucht, desto eher finden möge.

weitläufig genug aufgehalten. Es wird Zeit, ihre Moral und die Lehren zu besehen, die man in diesem Lande, aus einem so abgeschmackten und ausschweifenden Gottesdienste herleitet. Es wäre schlecht geschlossen, wenn man sie bloß nach demjenigen beurtheilen wollte, was man gesehen hat. Es ist einleuchtend, daß nie ein Volk weniger barbarisch war, als die Indianer, und auch keines, in einer, so stark mit Widersprüchen erfüllten Religion, so viele Sittenlehre hatte, wie sie. Sie besitzen physische Kenntnisse, die sie in den Stand setzen, recht viele nützliche einfache Arzneymittel ausfindig zu machen, und mehr als einmal, haben sie unsere Apotheken bereichert. Sie haben etwas geometrische Wissenschaft; einige Kenntnisse von der Astronomie; und viele Reisebeschreiber mögen davon sprechen, was sie wollen, so verstehen sie doch die Sonn- und Mondfinsternisse so ziemlich zu berechnen. Wegen des abgeschmackten Zeuges,

muß man sich an die Bramen halten, deren Vortheil es allzu stark erfordert, die allgemeine Dummheit zu erhalten; denn sie würden zuverläßig verkehren, sobald der Schleyer zerrissen würde. So machten es, in dem barbarischen Alterthume, die Druyden bey den Galliern; die Hierophanten bey den Griechen; die Priester des Saturns zu Rom; und so machen es auch, noch heut zu Tage, die Bramen in Indien.

Sunfzehendes Kapitel.

Von der Sünde; den Büßungen; den Belohnungen und der Tugend.

Ueberall, wo es Menschen gab, die nach der obersten Gewalt in Religionsfachen strebten, wurden Fehler begangen, die oftmals, an und für sich, wenig zu sagen hatten, aber gleichwohl dem Oberherren wichtig waren; diese Fehler, welche allzu versteckt lagen, als daß sie

sie an demjenigen, der sie beging, hätten bestraft
 werden sollen, zogen die Aufmerksamkeit des
 Gesetzgebers auf sich. Man wollte diejenigen
 in Furcht setzen, die man nicht bestrafen konnte.
 In dieser reichhaltigen Quelle fanden auch die
 ersten indianischen Gottesgelehrten die Schwefel-
 spulhe für die Gottlosen; die mit Nägel-
 spitzen versehenen Räder; und die abscheulichen
 Abgründe, in denen sich Schlangen und
 Ottern Haufenweise versammeln und den
 Schuldigen fressen; sie gaben aber auch zu-
 gleich den Loocons, oder den Dertern des
 Vergnügens, das Daseyn, welche diese nämlichen
 Völker glauben. Ausserdem wäre es ohnmöglich,
 daß diese Völker, die der größten
 Abgötterey ergeben sind, eine Kenntniß von
 den Strafen und Belohnungen haben sollten,
 welche entweder den Schuldigen bestimmt,
 oder dem Gerechten zugedacht worden.

Wenn der Landesherr die Lehrsätze der Religion
 mit der unumschränkten Gewalt zu vereinigen
 wußte; wenn er verstand, die Gott-

heit nach seinem Belieben reden zu lassen, und seine Gesetze nach den Modificationen der gottesdienstlichen Verehrungen einrichten konnte; so kann man leicht begreifen, wie weit sich seine Macht erstreckt haben müsse; die erstern Gesetzgeber der Indianer waren jene alten Bramanen, die vom Apollone um Rath befragt wurden; aus diesem Worte, welches ohne Zweifel vom Salingua corrumpt worden, hat man die Bramen, diese hochmüthige Caste gemacht, die sich so vieler Rechte und Vorzüge anmasset. Laßt uns den Rogio Vedam abermals aufschlagen, und wir werden daselbst finden, daß die allergrößten Sünden, deren Erlassung gewissermaßen unmöglich ist, die Sünde wider die Bramen ist. Wer einen Nachfolger des Brahma beleidigt, spricht dieses Buch, muß seine ganze Lebenszeit anwenden, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Hat sich ein Indianer des Todes eines Bramen schuldig gemacht, so soll er alle, in Indostan, bekannte Wallfahrten vornehmen; auf diesen Wallfahrten

fahrten soll er Allmosen bitten, und zwar so lange, biß er so viel zusammen hat, als zur Erbauung einer Pagode erfordert wird. Sollte der Tod seinen Büßungen Einhalt thun, so wird er in einem zweyten Leben dafür leiden müssen; seine Auerwandten und alle seine Nachkommen sollen also dasjenige unternehmen, was er nicht hat vollenden können. Was konnten wohl Leuthe mehr sagen, die Feinde des Blutvergießens waren, und welche die Vernichtung eines Geschöpfes für eine an ihrer Schutzgottheit, an dem Brahma, begangenen Räuberey, ansahen?

Ferner war es ein Verbrechen, und mußte durch das Opfer des Tanguam gebüßt werden, wenn ein Souverain, von einem Bramen Handlungen der Unterwürfigkeit verlangte. Man begreift leichtlich, daß die Strafe hier bloß in einer Verwünschungsformul bestand, welche wider denjenigen ausgesprochen ward, der oberster Beherrscher werden, und es an einer Ehrerbietung würde ermangeln lassen,

die zu beleidigen, ihm kein einziger Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, ein Recht geben konnte.

Vermöge eben dieses Buches sind die Bramen von allen knechtischen Handlungen befreyt; und besitzen alleine das Recht Almosen zu fordern und anzunehmen. Hieraus erhellet, daß dieser Punct die Büßung desjenigen, der einen Bramen tödten würde, ziemlich schwer macht. Die Formul ihres Grußes ist bestimmt, und es ist ihnen verbotthen, sich einer andern zu bedienen. Wenn sie jemanden Betel anbieten, so dürfen sie keinen Kalch in denselben thun (a), und wenn es auch selbst der größte Monärche, der vornehmste Potentate in der Welt, wäre.

Die

- (a) Da das Betel den Indianern zu scharf auf der Zunge seyn würde, so mäßigen sie diese Schärfe dadurch, daß sie es mit einer gewissen Art Kalche beschmieren, welcher aus Muscheln gebrannt wird.

Die Gesetze erstrecken sich auch auf die allgemeinen Pflichten der Indianer; sie dürfen nicht bey ihrer Mutter, oder Schwester schlafen. Du sollst deinem Bruder nichts nehmen, spricht der Rogio-Bedam, und verflucht sey derjenige, welcher einem Diener des Brahma etwas raubt, und sollte es auch bloß Betel seyn. Du sollst ihnen aus allen Kräften beystehen, und derjenige, welcher sich etwas entzieht, und einen Bramen damit bereichert, wird in dem Brahma-Loocon ein reines und himmlisches Vergnügen genießen.

Niemals, spricht dieses Buch ferner, sollst du einen Bramen von dir lassen, ohne ihm dasjenige Almosen zu geben, um welches er dich ansprechen wird. Woferne du es nicht hast, so führe ihn zu deinem Nachbar, der sich mit dir vereinigen soll, um sein Bedürfnis zu befriedigen. Aber dafür, daß du nichts gesammelt und aufbewahrt hast, wovon du hättest Almosen geben können, sollst du an
das

das Ufer des Ganges gehen, und dich wegen
deines Unvermögens reinigen.

Es ist dir verbothen etwas von einem Bra-
men zu verlangen, denn sein Vermögen und
sein Leben gehören dem Brahma zu. Möchte
man nicht verzweifeln, wenn man diese grau-
samen Pflichten liest! Warum entdeckt der
Indianer in diesen Befehlen nicht ihren Ver-
fasser? Und doch unterwirft er sich, und die-
ses schwere Joch bewegt ihn weder zu murren,
noch zu klagen.

Ferner findet man in diesen Gesetzen die
verschiedenen Stufen der Casten; ihr Rang
wird bestimmt, und dieses Buch trägt kein
Bedenken die Verachtung der Parier anzube-
fehlen, und verbietet ihnen zugleich bey schwe-
ren Strafen, in Städten zu wohnen. Man
sieht auch diese unglückliche Secte, wie sie in
abgesonderten Haufen beysammen lebt, und
in einem Winkel auf das Land flüchtet, wohin
ihr die Schande ihres Standes nachfolgt.
Sie sind dem öffentlichen Abscheu gewidmet,
und

und zu knechtischen Verrichtungen verdammt. Sie verfertigen den Völkern, die sie verachten, Schuhe und Sandalen. Doch die Bramen tragen bloß hölzerne Sandalen, und diese muß eine ungleich vornehmere Caste verfertigen, als die unglücklichen Parier sind. Diese Caste, die sich um die Loocons nichts zu bekümmern scheint, ist von allen lebendigen Geschöpfen. Die Nasen, diese in unserm Europa so verachteten Thiere, schmücken oftmals die sparsame Mahlzeit eines Variers. Sie dienen den Europäern zu Scharfrichtern. Allein ich halte dieses für einen großen Fehler unserer Politik, daß wir diesem Volke das traurige Schauspiel von dem Tode eines Menschen geben.

Wer sollte wohl glauben, daß man in dem Rogio-Redam den Ursprung dieses grausamen und barbarischen Gesetzes findet, welches alle Weiber der Bramen verdammt, sich auf dem Scheiterhaufen ihres Mannes zu verbrennen. Es geschieht, spricht dieses Buch, in
der

der Absicht, damit eine Frau genöthigt werde, ihren Mann zu erhalten, und ihm alle Dienste zu leisten, die von ihr abhängen; vornehmlich aber, damit nicht etwa irgend eine sich gelüsten lasse, seine Tage durch Gift zu verkürzen. Der Verfasser meldet, es sey vor Abfassung dieses Gesetzes eine Zeit gewesen, in welcher die Bramen plötzlich gestorben wären. Damals, spricht er, waren die Pagoden verlassen, und die Altäre der Götter blieben ohne Bedienung und ohne Opfer. Zu der Zeit wurden die Menschen von einem gerechten Könige beherrscht, und dieser wollte die Quelle der Krankheiten entdecken, welche die Bramen wegtrasteten. Man öfnete also auf seinem Befehl einige, und fand, daß ihr Tod von einem sehr feinen Gifte herrührte. Dieser König war von dem Bistnou inspirirt, und gab das Gesetz, welches die Weiber nöthigte, sich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen; das Uebel hörte auf, man bekam zwar ein paar Weiber weniger, allein die Pagoden bevölk-

bevölkerten sich wiederum, und die Opfer hatten ihren Fortgang, wie vor und nach. Dieser König, fährt der Verfasser des Bedam fort, ward auf der Welt geehrt, und von den Göttern und Menschen geliebt. Es ist falsch, daß man zeithero alle Weiber, mit den Weibern der Bramen vermengt hat; nur diese verbrennen sich und nicht die andern. Doch hat sich auch seit der Eroberung der Mogole dieses grausame Geseze geändert, und die Weiber der Bramen brauchen nicht mehr ihren Männern auf dem Scheiterhaufen zu folgen, und sich daselbst den Flammen zu widmen; jedoch müssen sie der Heyrath entsagen. Treibt sie ja die Liebe so weit, daß sie sich mit ihren Männern verbrennen wollen, so steht es ihnen frey; aber viele schließen sich davon aus, und unterwerfen sich mit Freuden dem Geseze, welches sie zu einer ewigen Witwenschaft verdammt.

Ich war zwey Jahre in Indien, und für langer Weile bekehlte ich mich auf die Kenntniß der Sitten der Landeseinwohner. Tausend
verschie-

verschiedene Götzen, die auf den Hauptstraßen nach den Städten oder Aldeen standen, hatten bereits vielfach meine Neugierde erregt. Durch eine Menge Erzählungen hatte ich etwas von der Theogonie der Indianer erfahren, glaubte also vieles zu wissen, und wußte nichts. Endlich erhielt ich Befehl ein Detachement nach Cheringuam zu führen, und langte, voll von meiner eingebil deten Kenntniß, daselbst an. Hier war es, wo man mir einige Fragmente aus dem Vedam brachte. Da mir einige Stellen sehr schwer zu glauben schienen, so brachte ich meinen Schriftsteller (b) endlich dahin, daß er mich in den vordersten Eingang einer Pagode führte. Man mag von meinem Erstaunen urtheilen, als ich neunzehn finstre Dramen erblickte,

von

(b) Man belegt gemeiniglich einen sehr gelehrten Malabaren mit dieser Benennung; fügt es sich, daß er ein Drame ist, so hat man es schlimm, denn diese thun gemeiniglich sehr geheimnißvoll.





von denen jeder eine andre Lebensart ergriffen hatte. Ich sahe verschiedene, die mit aufgesperrten Mäulern herumgingen, damit sie nicht etwa ein Insect verschlucken möchten; Andre ernährten die Thiere aus Frömmigkeit; ein Anderer, der lebendig begraben war, hatte sich darzu verdammt, jederzeit in einem engen Gefängnisse auf der Erde liegen zu bleiben, von welchem er sich nicht in die Höhe richten konnte; der Dritte blieb täglich zwei Stunden in der allerbeschwerlichsten Stellung; er saß auf dem linken Fuße und dem rechten Arme, und in dieser Positur betrachtete er den Himmel. Was mir aber am allerentsetzlichsten vorkam, war ein Drame, der seit zwei Jahren in der allergrausamsten Situation lebte. Er hatte die Beine kreuzweise auf die Dickbeine gelegt, und seine Hände, hinter dem Kopfe zusammen gefaltet. Dieser Unglückliche lebte von dem Almosen der Bramen, und von der Darmherzigkeit der malabarischen Weibern, die ihn aus Frömmigkeit ernährten; dieser schrecklichen

M

chen

chen Marter hatte er sich auf seine ganze Lebenszeit gewidmet. Sollte man es wohl glauben, daß dergleichen Büßenden, in den Locons oder indianischen Paradiesen, eine mehr, oder weniger honorable Stelle durch den Noogio:Wadam versprochen wird. Ich gestehe, mein Herze blutet mir, und mein Verstand verliert sich bey diesem schrecklichen Schauspieler, von dessen Absicht ich mir keinen Begriff machen kann.

Sechzehendes Kapitel.

Ankunft des Herrn von Lally in Indien.

Betragen dieses Generales.

Nachdem ich von den Sitten der Indianer geredet habe, von ihren verschiedenen Meynungen, ihren gottesdienstlichen Verehrungen und ihrem Glaubensbuche; so würde man mir ohne Zweifel Vorwürfe machen, wenn ich die Begeben-

gebenhelken mit Stilleschweigen übergehen wollte, die uns in Indien um den größten Theil unserer Besitzungen gebracht haben. Der Geist der Partheylichkeit kann mich in der kurzen Erzählung unserer Lage, und unserer Fehler, auf der Küste von Coromandel nicht beleben. Ich habe mich in diesem Stücke von allem Vorwurfe frey gemacht, und werde lediglich Begebenheiten vortragen.

Seit dem in Europa zwischen den Königen von Frankreich und von England der Krieg ausgebrochen war, hatten unsere Truppen den Engelländern die Forte Chinulpet und Mirsahab abgenommen, welche einer von ihren schwarzen Befehlshabern, ehemaliger Daubaschie der Madame Duplex, commandirte: über dieß erwarteten wir täglich eine Escadre, die schon seit einem Jahre war angesagt worden, und deren bevorstehende Ankunft uns der Herr von Soupir verkündigte, als er mit einem Bataillon von Lorraine anlangte. Inzwischen

M 2 nöthigte

nöthigte uns eine englische Escadre, Pondichery zu bewahren, indem sie diesen Ort, welcher die Hauptstadt unserer Besetzungen an der Küste von Coromandel ausmachte, mit einer Belagerung drohte. Häufige Allarmirungen hielten uns beständig auf den Beinen, und eine europäische Armee, die ungleich stärker war, als man jemals in Indien gesehen hatte, blieb innerhalb den Mauern von Pondichery unthätig, weil man keine Schiffe hatte, die man den englischen hätte entgegen stellen können. In dieser Verfassung blieb es, bis zu dem 28. April, an welchem Tage unsere Escadre, nebst dem Herrn von Lally und seinem Regimente, ankam. Die Freude war lebhaft, und die Anstalten dieses Generales schienen uns den allerglücklichsten Fortgang zu versichern. Wer hätte es sich auch zu Pondichery sollen träumen lassen, daß wir, nach der Ankunft einer so ungewöhnlich zahlreichen Armee, alle unsere Besetzungen in Indien verliehren würden?

Zwo

Ja 1758.

Zwo englische Fregatten, die unter den Canonen des Fortes St. David verbrannt wurden, nebst der Attaque und Einnahme dieser Citadelle, welche in vierzehn Tagen erfolgte, waren die ersten von denjenigen Siegen, die wir von dem Herrn von Lally hoften. Die Instruction dieses Generales lautete dahin, daß er nach der Einnahme des Forts St. David nach Madras gehen sollte, und diesem Unternehmen, welches uns ganz Indien unterworfen haben würde, widersetzte sich nicht das geringste. Ein Jesuite, der P. Lavour, ließ es sich beykommen, den General dahin zu vermögen, daß er seine Waffen nach Tanjaour richtete, unter dem Vorwande, als ob es zu Pondichery an Gelde fehle. Der Herr von Lally that also, mit einer Armee, von der er glaubte, daß es ihr an allem fehle, einen Marsch nach Tanjaour, um diesen Ort zu belagern, ohngeachtet er zehn Meilen erspart haben würde, wenn er nach Madras gegangen wäre.

Auf diesen ersten Fehler folgten eine Menge andere. Der General ließ sich durch seine Hitze verleiten, verschiedene Bündnisse mit dem Könige zu brechen, dessen Stadt er angriff, und man sah damals eine unerhörte Sache; es ließ sich eine Armee von beynahse sechs tausend Mann Weißen, von einer Handvoll Schwarze schlagen. Dieser Stoß war in einem Lande, allwo die Meynung, die man den Leuthen von seiner Stärke beybringt, so gut ist, wie die Siege selbst, schwerlich wieder gut zu machen. Wir wurden durch ein Corps indianischer Reuterey verfolgt, welche Manogi, der General über die Truppen des Königes von Tanjaour commandirte, und erlitten alle Uebel, die eine Niederlage begleiten. Wir mußten den entsetzlichsten Hunger und Durst ausstehen, die brennende Sonnenhitze beschwerte unsere Soldaten, und zu diesen Uebeln kam das Ausreißer, und vergrößerte die Schande unserer Flucht noch mehr. Der Herr von Lally rückte mit dem Ueberreste seiner Truppen wiederum

derum in Pondichery ein; und nach einigen Tagen Ruhe, ging man abermals in das Feld, um sich Arcate zu bemächtigen. Eine andre Thorheit, die man dem Herrn von Lally gleichfalls gerathen hatte, war diese, daß er den Raja-Sahab zum Nabob von Arcate erhob, // da doch sein Vermögen durch die vielen Verluste erschöpft war. Man hätte diese Stelle einem Manne ertheilen sollen, der im Stande gewesen wäre, allenfalls den Soldaten ihren Gold vorzuschiesse, oder, der sich wenigstens durch seine eigne Macht hätte vertheidigen können. Aber man wollte dem Herrn von Büffi nicht glauben, ohngeachtet dieser Officier in der indianischen Kriegskunst und Politick erfahren war. Hieran that man Unrecht, und der Ausgang bestätigte seine Prophezeungen. Allein der Herr von Lally machte sich ein Vergnügen daraus, ihn niemals anzuhören.

Dieser kleine verderbliche Krieg, in der Ebene zwischen Pondichery und den Gebürgen, gab den Engelländern Zeit, von Dombaye Verstärkung zu erhalten, und vermöge einer außerordentlichen Fatalität erwählte gleich der Herr von Lally diese Zeit zur Belagerung von Madras. Der Chevalier Dür, ein Ingenieur-officier, sollte die Belagerungen führen. Dieses ward abermals durch den Herrn von Lally hintertrieben, und nachdem Madras eine Belagerung von sechs Wochen ausgehalten hatte, kamen zu seiner großen Freude sechs Schiffe an, welche Erfrischungen, Soldaten und Kriegsbedürfnisse brachten. Alles vereinigte sich, unsere Anstalten zu vereiteln. Der Herr von Lally hatte den Succurs, welcher zu Madras ankam, kaum gesehen, als er sogleich die Belagerung aufhob, einen Theil des Geschützes vernagelte, und aufbrach. Man ließ die Kranken im Stiche, und die Unordnung begleitete uns bis in die Gränzen von Arcate. Eben dieser Officier, den ich bereits ange-

ta 1759.

angeführt habe, der Herr von Büssi, vieth dem General, sich auf dem hohen Berge zu setzen, der zwey Meilen von Madras lag. Hätte man diesem Rathe gefolgt, so würde man die Stadt bekommen haben (a), aber der General verachtete vornämlich die Rathschläge des Herrn von Büssi.

Mitten unter diesen Unordnungen erinnerte sich der General, daß Masulipatam von den Engelländern belagert, und durch einen Officier vertheidigt ward, der eben nicht in dem besten Ruße stand; er schickte also zwey Schiffe mit

M 5 fünf

- (a) Man erfuhr gar balde, daß der vorgebliche Succurs bloß aus einigen Lascaren bestand, und überdieß waren auch keine Lebensmittel angekommen. Diese Neuigkeiten wurden vor Arcate bestätigt. Die Engelländer befanden sich damals auf dem hohen Berge, um sich von den Krankheiten zu erholen, welche die Stadt Madras verwüsteten.

fünf hundert Mann, unter den Befehlen des Herra von Moracin, dahin ab. Aber unser Schicksal war zu verlihren. Masulipatam ward von drey hundert Engelländern erobert, ohngeachtet es vier hundert und funfzig Franzosen vertheidigten, und der Herr von Conflans, welcher sie commandirte, ward in Weinkleidern gefangen genommen. Von zwey Schiffen litte der Bristol Schiffbruch, und Harlem ward von den Engelländern verbrannt. Von fünf hundert Mann, die man abgeschickt hatte, kamen zwey hundert zurücke, und diese hatte der Herr von Moracin mit vieler Mühe von den vielen Feinden errettet, welche die Umstände und unsere Niederlagen wider uns bewafneten.

Von den vielen Berichten, die aus der Feder des Herrn von Voltaire fließen, kann ich diejenigen, welche Beschreibungen und geschene Dinge enthalten, ohnmöglich mit Stilleschweigen vorbeÿ gehen. Dieser Schriftsteller

steller meldet, die Schlacht von Badavachie, sey in einer Insel geliefert worden, und gleichwohl ist in diesem ganzen Theile der Provinz keine Insel zu finden. Der Herr von Lally blieb nicht alleine auf dem Schlachtfelde; der Herr von Büffi ward gefangen genommen, nachdem sich der Erste bereits lange zurücke gezogen hatte. Die feindliche Armee bestand nicht aus Maraten, sondern aus zwey tausend und fünf hundert Engelländern, die unter den Befehlen eines Obristen standen. Die Maraten haben nicht bloß einen Befehlshaber, sondern einen König, welcher den Titel Saha Raja, der große König, führt; und endlich ist es auch kein Wahlkönigreich, sondern es erbt auf die männliche Linie fort.

Hey diesem Schrifsteller schmeckt alles nach seiner lebhaften Einbildungskraft; mit einem einzigen Federzuge vergrößert er die englische Escadre, welche die unsrige zwang, die Küste zu verlassen, mit sieben Schiffen.

Es

Er läßt den Herrn von Leryt einen Brief vorzeigen, den er niemals erhielt, denn er war von den Engelländern aufgefangen worden. Der Herr von Lally schrieb in demselben an den Gouverneur von Pondichery. "Ich
 „wollte lieber die Caffern commandiren, als
 „länger in diesem Sodom bleiben, welches
 „das Feuer der Engelländer, in Ermangelung
 „des Himmlischen, über lang oder kurz, ganz
 „gewiß zu Grunde richten muß."

Ich habe mich ein wenig von der Hauptsache entfernt, um einige Fehler eines Schriftstellers zu verbessern, welcher ungleich richtigere Nachrichten hätte liefern können, wenn er sich nicht hätte vorgesezt gehabt, allen andern zu widersprechen. Doch ich komme wieder zurück. Unsere Unglücksfälle entstanden nicht aus der Unfähigkeit unseres Generals, sondern aus seiner Gemüthsverfassung, vermöge welcher, er alle Einwohner Indiens für verächtliche wilde Thiere ansah, bey welcher

chen mit Vernunft gar nichts auszurichten sey. Sobald er den geringsten Widerstand in seinen närrischen Einfällen fand, drohete er so gleich mit dem Galgen. Ich habe es selbst gesehen, wie der Herr von Lally sieben Galgen in Pondichery erbauen ließ, um alle diejenigen daran hängen zu lassen, die keine Contribution zahlen würden. Dieser Befehl, welcher von seiner Thorheit und von seinem Character zeigte, machte ihm alle Einwohner zu Feinden.

Nachdem der Herr von Lally alle Vortheile verlohren hatte, die ihm die Eroberung des Fort St. David verschafte, sahe er sich genöthigt bey den indianischen Prinzen Beystand zu suchen. Der Herr von Büssi ward zu dem Bruder des Nabab von Dekan geschickt, aber es schien, als fürchte sich dieser General, er möchte dasjenige erhalten, was er verlangte. Er ließ an Salabatzingue schreiben, daß er nichts von alle dem glauben solle, was ihm der Herr von Büssi sagen würde. Dieser Letztere kam,

kam, aller Hindernisse die man ihm machte, ohngeachtet, mit einigen Truppen zurücke, allein Salabazingue wollte es nicht wagen, die Gatten zu passiren und sich dem Humeur des Herr von Lally anzusehen.

Während der Zeit der Herr von Büssi in Canada Unterhandlung pflog, hatte der Herr von Moronha, von dem Herrn von Lally den wichtigen Auftrag, mit den Maraten zu tractiren, um, wo möglich, ein Corps ihrer Truppen zu bekommen; allein er ließ sich von Moraroo hintergehen, und kam endlich mit zwey tausend schlechten Reutern in das französische Lager zurücke, die bey der Schlacht von Vandavachi, gleich bey dem erstern Feuer der englischen Artillerie, davon flohen. Damals hatte der Herr von Lally, welcher von den indianischen Prinzen Beystand verlangte, seine Armee getheilt und zwölf hundert Mann davon nach Cheringam, einem besfestigten und berühmten Tempel in der Insel Caveri, geschickt.

Diese

Diese Anstalten des Herrn von Lally, und die Unterhandlungen der Herrn von Büssi und von Moronha, änderten in den Unglücksfällen, die uns nach dem Verluste der Schlacht zu Wandavachi bedrohten, nicht das geringste. Und da über dieses der Herr von Büssi bey derselben in die Gefangenschaft gerathen war, so ward man genöthiget, sich nach Pondichery zurücke zu ziehen. Die Stärke der Engelländer nahm in dem Maße zu, wie sich unsere verringerte; es währte nicht lange, so wurden wir zu Wasser und zu Lande angegriffen, und nachdem wir alle Uebel erduldet hatten, die eine Belagerung nach sich ziehen muß, wenn die Stadt schlecht versehen ist, und die Uneinigkeit in derselben täglich mehr über Hand nimmt, sahen wir uns gezwungen, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben. [†]Man hatte gesehen, wie der Herr Dupleix, der doch kein Soldate war, zwey englischen Armeern widerstand, die ungleich stärker waren, als diejenigen, welche Pondichery unter dem Commando

† a. 1761.

mando des Herrn von Lally belagerten; wie er den Feind nöthigte die Belagerung aufzuheben, und einige Zeit darauf Madras eroberte. Nunmehr aber erblickte man einen General, der sechs tausend Europäer commandirte, und eine französische Besetzung nach der andern, auf der koromandelschen Küste verlor, da sie doch der Administration unendliche Geldsummen gekostet hatten, und ihre Lage der französischen Compagnie einen blühenden Handel zu verschern schien.

Man weiß das Schicksal, welches den Herrn von Lally zu Paris traf. Viele Leuthe haben ihn für unschuldig gehalten. Ich werde mich stark hüten ein Urtheil zu fällen, aber ich glaube in der That, daß der Admiral Bing den Engelländern den Verlust lange noch nicht zugezogen hat, den der General Lally Frankreich verursachte.

Ich war in allen diesen Kriegen gebraucht worden, und hatte auch ein paar Musketen- schüsse bekommen. Gewisse notwendige An- gelegenheiten rufen mich nach Europa zu- rücke, und diesem Umstande habe ich es zu danken, daß ich die letztern Unglücksfälle nicht mit Augen gesehen habe, welche Pondichery damals begegneten, als diese Stadt die Beute der Ueberwinder ward, die sich für die Schlei- fung des Fort St. David rächten. Ich ge- nosse auf der Insel Bourbon eine sanfte Ruhe, und das Annehmliche einer liebens- würdigen Gesellschaft. Ein Aufenthalt von elf Monaten auf dieser Insel lehrte mich glückliche Einwohner kennen, welche die Sü- sigkeiten eines immerwährenden Frühlings in Ruhe schmecken. Nunmehr bin ich wie- derum in diesem Europa, wo ich das Tageslicht erblickt habe, ich überdenke die vielen Völker, die mir meine Reisen haben kennen lehren, und ohngeachtet ich wider das menschliche Ge- schlechte nicht aufgebracht bin, wünsche ich gleich-
 Wohl

wohl nächstens wiederum über die See zu gehen, und mit wenigerem Vorurtheile diese Völker noch einmal zu sehen, die ich in meiner Jugend tadelte, nunmehr aber, nachdem ich mehrere Erfahrung erlangt habe, mit Nachsicht beurtheile.

I n h a l t.

E r s t e s K a p i t e l.	
Geographische Anfangsgründe, zur Erläuterung der Geschichte von Indien.	Seite 3
Zweytes Kapitel.	
Von den Colerien.	21
Drittes Kapitel.	
Das Herkommen des Amboar.	29
Viertes Kapitel.	
Wachsthum des Amboar. Ursprung der Ma- raten.	38
Fünftes Kapitel.	
Neue Thaten des Sevagy. Errichtung der Mo- narchie.	49
Sechstes Kapitel.	
Ursprung des mogolischen Reiches.	75
Siebentes Kapitel.	
Ursachen der Politik des Groß-Mogol, in Anse- hung der indianischen Religion.	83
Achttes Kapitel.	
Von den Pagoden, den Pandaronen, und den Sakiren.	88

Neuntes Kapitel.	
Von den Bayadaren.	98
Zehntes Kapitel.	
Sitten und Character der Indlaner.	105
Elfstes Kapitel.	
Von dem Vedam.	116
Zwölftes Kapitel.	
Vom Kogio-Vedam, oder dem ersten Buche des Vedam, welches den ersten Anfang der Dinge, oder die Schöpfungshistorie enthält.	130
Dreyzehendes Kapitel.	
Verfolg der Verwandlungen des Visknou.	142
Vierzehendes Kapitel.	
Neunte und letzte Verwandlung des Visknou.	154
Fünfzehendes Kapitel.	
Von der Sünde; den Büßungen; den Belohnungen und der Tugend.	166
Sechzehendes Kapitel.	
Ankunft des Herrn von Lally in Indien. Betragen dieses Generales.	178

Druckfehler.

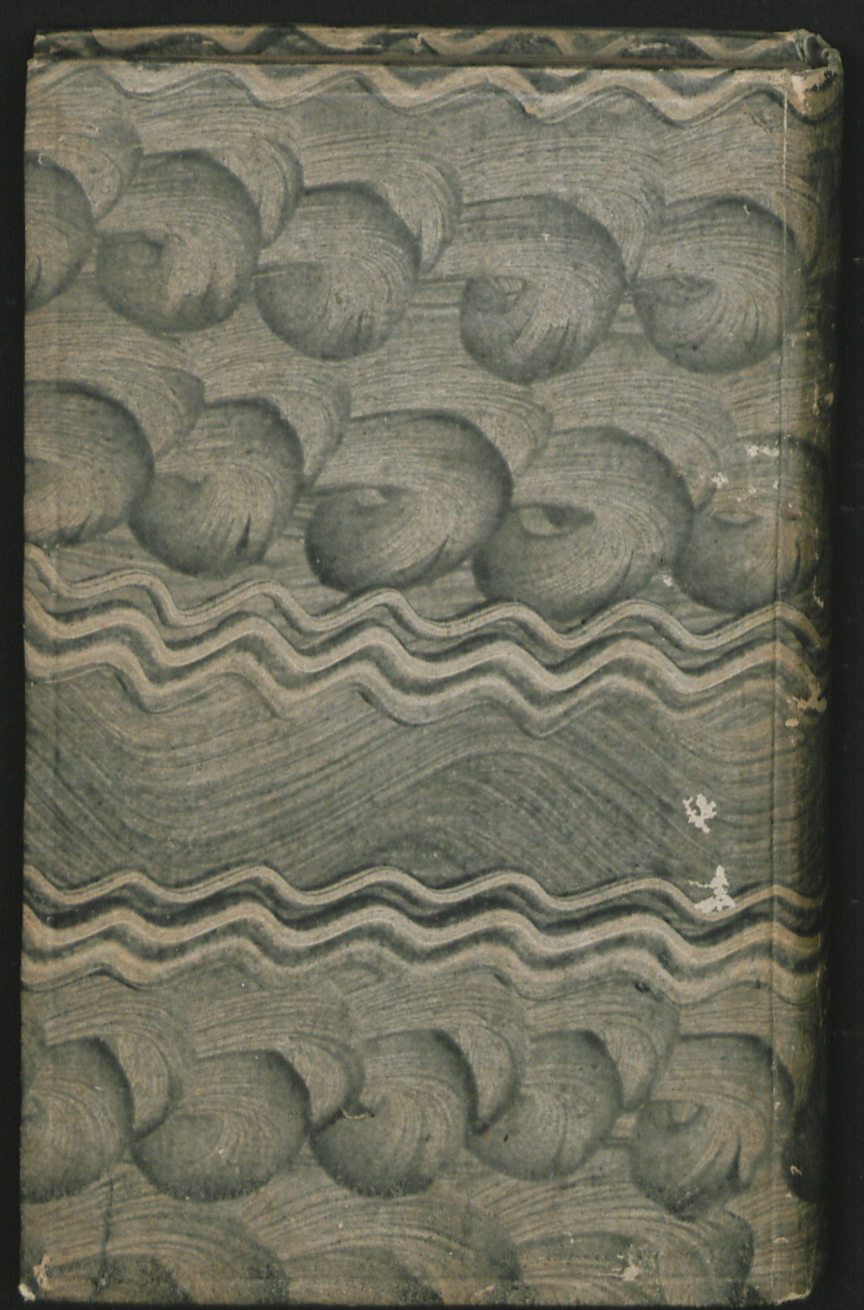
- Seite 27. Zeile 18. Capayen liß Cipayen
— 92. — 2. Ecken l. Seiten
— 103. in der Note 3. 3. Miß. l. Miß.
— 123. 3. 16. deletatur des



Swafiliana 1629 4. Hofm. und Thierart
W. 27, 11-369. und 4. 51 (Jahrgang 1680).

50 A $\frac{10}{K 8}$
S

FB 50 A $\frac{10}{K 8}$




Inches 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 8
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.



Historischer
von Indien
nebst
kurzen Nachricht
lehre, den Sitten, der
st und Religion seiner
Bewohner.
französischen übersezt.

t Kupfern.
t e n b u r g
schen Buchhandlung 1773.

